



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1909

8 (1909)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirflicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Herrn.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.
Nr. 8.

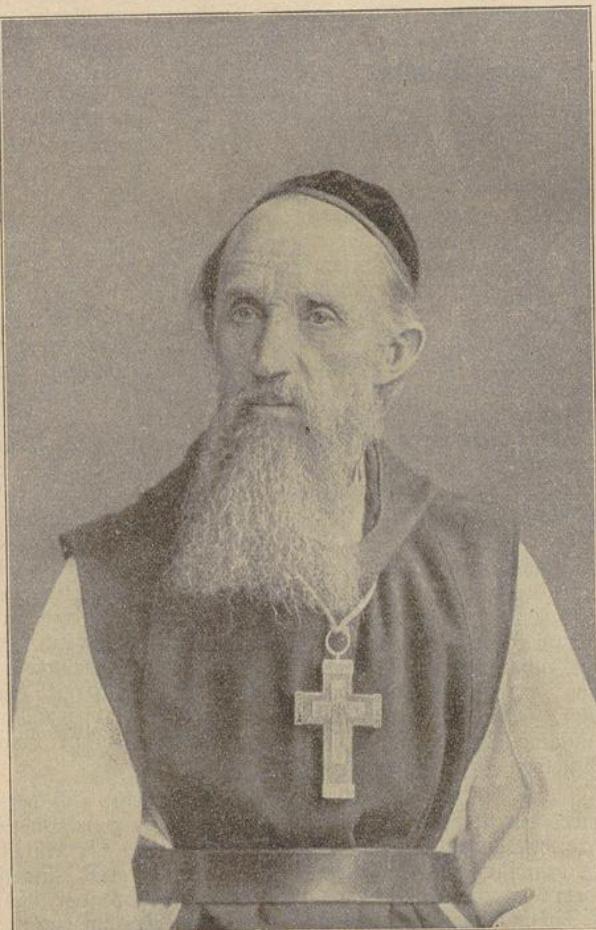
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Nr. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Nürnberg Nr. 194.



Abt Franz Pfanner, Gründer von Mariannhill †.

Köln a. Rh.
August 1909.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Besönderer des „Vergleichmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Rauschen des Kornfeldes.

Vor du wohl im Kornfeld schon gegangen,
Wenn die vollen Aehren überhangen,
Durch die schmale Gasse dann inmitten
Schlanke Flüsterhalme hingeschritten?
Zwang dich nicht das heimelige Rauschen
Stehn zu bleiben und darin zu lauschen?

Hörtest du nicht aus den Aehren allen
Wie aus weiten Fernen Stimmen hallen?
Klang es drinnen nicht wie Sichelklang?
Sang es drinnen nicht wie Schnitterjung?
Hörtest nicht den Wind du aus den Höhn
Lustig faulend da die Flügel drehn?

Hörtest nicht die Wasser aus den kühlen
Tälern singen du von Rädermühlen?
Leis, ganz leis nur hallt das und verschweigt,
Wie im Korn sich Traum mit Traum verweht,
In ein Summen wie von Orgellingen,
Drein ihr Danklied die Gemeinden singen.

Rückt die Sonne dann der Erde zu,
Wird im Vorne immer tiefre Ruh',
Und der liebe Wind hat's eingewiegt,
Wenn die Mondnacht schimmernd drüber liegt.
Wie von warmem Brot ein lauer Duft
Zieht mit würz'gen Wellen durch die Luft.

Ferdinand Avenarius.

Der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner †.

Montag, den 24. Mai 1. J. in der Frühe um 1/2 Uhr starb auf unserer Missionsstation Emmaus in Ostgrualand, wiederholt versehen mit den Tröstungen unserer heiligen Religion,

der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner,

Gründer der beiden Trappistenklöster Mariastern in Bosnien und Mariannhill in Südafrika, und Stifter der Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut in seinem 84. Lebensjahre.

Die Leiche wurde von Rev. P. Joseph Biegner, der ihn mehr als 30 Jahre lang in treuester Liebe zur Seite gestanden, und ihm in Verein mit Schwester Angela während seiner letzten mehrjährigen Krankheit in Emmaus alle nur erdenkliche Liebe und Pflege hatte angeidehen lassen, nach Mariannhill überbracht. Ein schöner, recht würdig ausgestatteter Sarg lag für genannten Zweck schon längere Zeit im benachbarten Lourdes bereit, zu welchem unser Bruder Plazidus einen Zinkzarg, der in den ersten eingelegt wurde, hergestellt hatte. Die Übertragung der Leiche geschah von Emmaus bis Riverside, an der Grenze von Natal, per Achse, von Riverside bis Pinetown, 161 englische Meilen weit, per Bahn.

Mittwoch, den 26. Mai, nachts um 11 Uhr traf die Leiche in Mariannhill ein. Zu gleicher Zeit kam von Marizburg her Bischof Dr. Heinrich Delalle O. M. J. mit mehreren Oblatenpriestern. Abt Gerard Wolpert aber war schon Tags zuvor von Czenstochau hier eingetroffen. Unser derzeitiger Superior, Rev. P. Isembard Lehendecker, hatte die Leiche in Verein mit P. Salesius, unserm Cellerarius, und mehreren Laienbrüdern in Pinetown in Empfang genommen.

Leider ereignete sich dabei ein kleines Unglück. Die Pferde des Bruder Rivard wurden auf der Bahnhofstation scheu und rannten mit dem für sechs Personen bestimmten Wagen in rasendem Galopp Mariannhill zu, wo sie endlich an einem Siringabaum anrammten und dann stehen blieben. Die beiden Hinterräder waren beim Aufprall an den Baum zu Schanden gegangen; Bruder Rivard selbst war unter den Wagen gekommen, hatte jedoch, eine starke Prellung des linken Armes abgesehen, keinen weiteren Schaden genommen. Er

half nachher wie vorher überall mit Rat und Tat und ließ es sich auch am nächsten Tage nicht nehmen, die Leiche mit zu Grabe zu tragen. Nur mussten jetzt mit Ausnahme des Hochwürdigsten Herrn Bischofes, für den ein eigenes Gefährt bereit stand, die von Marizburg gekommenen Priester den Weg von Pinetown nach Mariannhill zu Fuß zurücklegen.

Die Leiche wurde während der Nacht in provisorischer Weise in einem der Zimmer unserer neuen Pforte, wo beständig zwei Brüder Wache hielten, untergebracht. Am nächsten Morgen, früh 8 Uhr, fand sodann deren feierliche Übertragung in die Kirche statt. Letztere nahm der Superior des Hauses, Rev. P. Isembard, vor in Gegenwart aller Religiosen, Brüder, Schwestern und Schulkindern. Auch waren inzwischen mit dem ersten Morgenzug noch mehrere Oblatenpriester und Klosterfrauen aus Durban eingetroffen. Selbst der Gouverneur, Sir Matthew Nathan, hatte in Major Molonyux, einem Katholiken, einen eigenen Vertreter mit einer prachtvollen Kranspende für den Sarg geschild. Es war ein gar rührender Anblick, als der schöne, mit sechs silbernen Griffen versehene und überreich mit kostbaren Kränzen geschmückte Sarg unter dem großen Torbogen der neuen Pforte stand. War ja doch der hier im Sarge Ruhende der Gründer von Mariannhill, der Stifter unserer Missionsschwestern, der geistliche Vater von uns allen. Ohne Abt Franz gäbe es nach menschlicher Berechnung kein Mariannhill; und sowohl hier, wie auf unseren Missionsstationen sagten viele unserer schwarzen Neubefreiten zu einander: „Wäre dieser Mann nicht gewesen, so wären wir vielleicht nie zur Gnade des wahren Glaubens gekommen.“

Nun bewegte sich der Trauerzug mit dem von unsrern Brüdern getragenen Sarge unter Glockengeläute und Chorgesang der Abteikirche zu, wo die sterbliche Hülle unseres Vaters zunächst zwischen sechs brennenden Kerzen im Chor der Religiosen aufgebahrt wurde, damit das Presbyterium, in dem sich bereits Abt Gerard Wolpert mit Insul und Stab, sowie zahlreiche Oblatenpriester in Robets aufgestellt hatten, für das nun beginnende Pontifikalamt frei blieb. Major Molonyux, der Vertreter des Gouverneurs, aber postierte sich in seiner schmucken Uniform im Religiosenchore,

wo ihm in der Nähe des St. Josephaltars ein eigener Betshemel zur Verfügung gestellt wurde.

Hierauf erschien in eigener Prozession Bischof Dr. Delalle und begab sich, nach kurzer Adoration vor dem Allerheiligsten, mit seinen Leviten nach dem mit reichem Palmenschmuck dekorierten Thronstuhl, während sich rings um ihn eine zahlreiche Akoluthie gruppierte. Als Ceremonienmeister fungierte Rev. P. Chrysostomus Ruthig. Es folgte das feierliche Requiem mit all den ergreifenden Ceremonien unserer hl. katholischen Kirche. Am Schlusse desselben wurde der Sarg ins Presbyterium getragen, worauf die feierliche Absolution stattfand. Der Bischof nahm zu den Füßen der Leiche Platz, während sich rechts und links von ihm vier andere Priester, alle in Rochet, Stola und Pluviale niederließen. Die erste Absolution nahm, während der Trappistenchor nach dem herrlichen Bistumssänger Choral die üblichen Responsionen sang, Bischof Delalle persönlich vor, die zweite Rev. P. Djembard, als derzeitiger Oberer des Hauses, die dritte Abt Gerard Wolpert, die vierte Father Chauvin, Superior der Oblatenpriester in Marienburg, die fünfte unser P. Subprior.

Es mochte etwa 10 Uhr vormittags sein, als die schöne Feier beendet war. Inzwischen trafen neue Trauergäste ein: Rev. Father Mathieu von Oakford nebst zwei Dominikanerinnen, die Mutter Provinzialin der Schwestern der hl. Familie nebst andern ihrer Schwestern aus Durban und Bellair, die Mutter Oberin vom Nazarethhaus und andere. Kommen sich diese auch nicht mehr am Requiem-Mitte beteiligen, so doch an der um 2 Uhr nachmittags stattfindenden Beerdigung.

Auch letztere Feier war wieder trotz ihres ernsten, ergreifenden Charakters einzig schön. Zunächst nahm Bischof Delalle, umgeben von vielen Priestern und seiner üblichen Assistenz im Presbyterium der Abteikirche die letzte Absolution der Leiche vor. Dann hoben sechs unserer Priester, lauter geistliche Söhne des seligen Abtes Franz, den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn, während inzwischen der Trappistenchor den Psalm: „In exitu Israel de Aegypto“ intonierte und der ganze Trauerzug sich allmählich entwickelte, bis zum Portale der Kirche, wo er von sechs unserer Brüder im Empfang genommen wurde. Es war ein langer, farbenprächtiger, höchst imposanter Zug. Voraus gingen mit Kreuz und Fahne unsere zahlreichen Schulkinder, es folgten gegen 80 unserer Missionsschwestern mit den Vertreterinnen der Dominikanerinnen, der Nazarethschwestern, der Schwestern von der hl. Familie usw. Dann kamen unsere Novizen, Professen und Priester, auf dem ganzen Wege Psalmen singend, wobei unsere Stimmen allerdings vom Glockengeläute überdeckt wurden. Denn kaum schwiegen die Glöckner der Abteikirche, so setzten jene der neuen St. Josephskirche ein und schwiegen nicht mehr, bis der Trauerzug den in der Nähe des Schwesternkonventes liegenden Gottesacker erreicht hatte. Unmittelbar vor dem Sarge schritten Abt Gerard mit Inful und Stab, der Hochwürdigste Herr Bischof mit den beiden Leviten und den mit Rochets bekleideten Oblatenpriestern, sowie P. Franz Mayr, Missionär in Marienburg und P. Hartmann S. J., der gerade Exerzitien in Mariannhill abhielt. Rechts und links vom Sarge gingen sechs Kassernjungen mit Trauerkränzen. Hinter demselben schritt Major Molyneux als Vertreter des Gouverneurs. Der von ihm gespendete prächtige Kranz

war so groß, daß er von zwei Kassernjungen getragen werden mußte. Den Schlus des wohl eine Viertelstunde langen Zuges bildeten unsere Konversbrüder mit zahlreichen schwarzen Neubekhrten.

Beim Eingange in den Gottesacker wurde der Sarg wieder von sechs unserer Priester übernommen, und während nun die Leiche vollends zum Grabe getragen wurde, intonierte unsere neue Musikapelle einen ernsten, feierlichen Choral. Die letzte Ruhestätte des seligen Abtes Franz befindet sich rechts vom Grabe des ehrl. Abtes Amandus unter dem bekannten großen Feigenbaum, der mir seinen langen, mächtigen Ästen einen großen Teil unseres Friedhofes überhauptet. Während hier der Bischof nach dem Rituale Cisterc. die üblichen Ceremonien vornahm, sangen zunächst unsere schwarzen Kinder unter Musikbegleitung ein paar lässige Lieder, dann intonierte der Trappistenchor das ergreifende „Chorus Angelorum“, zum Schlus warfen sich alle auf die Knie nieder und sangen dreimal nacheinander das in unserm Orden übliche „Domine, miserere super peccatore.“ Auf dem Rückweg zur Abtei rezitierte der Chor die sieben Bußpsalmen.

Ja, es war eine schöne, tiefgreifende Feier, die uns allen unvergesslich bleiben wird auf immer. Zum Schlus sprechen wir unserm Hochwürdigsten Herrn Bischofe Dr. Delalle, Sr. Gazzellanz dem Gouverneur, sowie allen fremden Priestern und Ordensschwestern unsern verbindlichsten Dank aus für die Liebe, mit der sie zum Teil aus weiter Ferne herbeieilten, um unserm hochverehrten chrwürdigen Vater und Stifter, Abt Franz Pfanner, die letzte Ehre zu erweisen.

Einen kurzen Bericht über das Leben des seligen Abtes Franz, seine Jugendjahre und sein Wirken in Bosnien und Südafrika usw. gedenken wir in den folgenden Nummern des „Bergfährmeinnicht“ zu veröffentlichen.

Ein beschwerlicher Missionsritt.

Von Rev. P. Wilhelm, O. M. M.

Marialinden. — Eines Tages mußte ich dringender Geschäfte wegen nach dem etwa vier Reitstunden von hier entfernten Bezirkstädtchen Matatiele. Ein gewisser Alexander, ein schon vor Jahren im Basutoland getaufter Schwarzer, lieh mir Pferd und Sattel, denn ich war damals noch allein und besaß nichts als eine armelige Strohhütte. Es war im Hochsommer und wir hatten schon seit mehreren Tagen beständig Regen. Am Freitag hellte sich der Himmel endlich auf, und so wollte ich die schöne Gelegenheit benutzen, erst nach Matatiele und von dort nach Hardenberg zu reiten. Letzteres ist nur eine Reitstunde von dem mehrerwähnten englischen Städtchen entfernt; ich konnte es also noch bequem am gleichen Tage erreichen, wollte daselbst bei meinem Konfrater übernachten, und hoffte am nächsten Morgen (Samstag) wieder nach Hause reiten zu können. Der Plan war schön, doch an die Ausführung sollten sich unerwartete Schwierigkeiten knüpfen.

Kaum war ich nämlich in Matatiele angekommen, da zogen schon wieder drohende Gewitterwolken am Himmel auf. Ich beeilte mich, noch vor Ausbruch des Unwetters nach Hardenberg zu kommen, und jagte daher in vollem Galopp über die Ebene dahin. Es gelang mir tatsächlich, noch trocken unter Dach zu kommen, dann aber ging es los! Es goß in Strömen und der wolkenbruchartige Regen dauerte mit kurzen

Unterbrechungen fort bis zum nächsten Morgen. Gegen 9 Uhr ritt ich fort. P. Rektor von Hardenberg hatte die Güte, mich bis zum Fluß zu begleiten. Die Luft war neblig und feucht und beständig ging ein leichter Staubregen nieder.

Als wir am Kentigha ankamen, fanden wir ihn hoch angeschwollen. Dieser Fluß hat sehr hohe und steile Ufer und ist sogar bei trockener Jahreszeit schwer zu passieren. Es hatten sich viele Schwarze am Ufer versammelt, doch keiner getraute sich in die tosende Flut, um mir als Führer zu dienen. Hätte ich damals schon gewußt, welch' trefflicher Schwimmer mein Rößlein war, so wäre ich allein durchgeritten. Unter den gegebenen Umständen schien es mir aber allzu gewagt. Mein Konfrater ersuchte mich, mit ihm nach Hardenberg zurückzureiten, ich aber wollte um jeden Preis für den kommenden Sonntag in Marialinden sein und beschloß demnach, soweit dem Fluß entlang zu reiten, bis ich eine passende Stelle zum Übersetzen finden würde. Dann trennten wir uns.

In ein paar Stunden hoffte ich zu Hause zu sein, doch da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich hatte keine Ahnung von all den vielen Hindernissen, die sich mir noch entgegenstellen sollten. Es fing wieder zu regnen an, und da ich keinen Regenmantel hatte, wurde ich bald bis auf die Haut naß. Der Boden war schlüpfrig und weich, und so kam ich nur langsam voran. Bald stellte sich mir ein hochangeschwollener Nebenfluß in den Weg und mußte ich erst mühsam eine Furt suchen, bald drängte sich der Fluß an hohe Felswände heran, sodaß ich seinem Laufe nicht weiter folgen konnte und einen weiten Umweg machen mußte. Kam ich dann endlich an eine Stelle, wo ich glaubte, mich hineinwagen zu können, so riefen mir die in der Nähe wohnenden Leute zu, dies ja nicht zu tun, denn es sei zu gefährlich. So ritt ich also immer weiter und weiter. Dann und wann, wenn gerade ein recht schönes Grasplätzchen kam, ließ ich mein Pferdchen eine Weile weiden, denn es hatte sonst kein Futter und der Weg war noch weit. Ich selbst blieb dabei im Sattel, weil mir bei den nassen Kleidern das viele Auf- und Absteigen zu beschwerlich war.

Endlich gegen Abend kam ich an eine Stelle, wo ich glaubte, es wagen zu können. Die Ufer zu beiden Seiten des Flusses waren flach, der Fluß selbst breiter als gewöhnlich in seinem Lauf. Im übrigen war mir die Gegend völlig unbekannt, auch war niemand da, den ich hätte fragen können. Ich empfahl mich also meinem heiligen Schutzengel und veranlaßte mein Pferd, ins Wasser zu gehen. Es sträubte sich nicht im geringsten, schien vielmehr an solche Touren schon längst gewohnt; doch kaum hatte es seine Füße im Wasser, da sank es auch schon bis zum Halse ein. Ich stellte mich in die Steigbügel und hielt mich mit aller Gewalt an seiner Mähne fest. Gottlob erwies sich das Rößlein als ein ausgezeichneter Schwimmer, und so erreichten wir glücklich das jenseitige Ufer.

Inzwischen war es dunkel geworden. Wohin jetzt mitten in diesen Bergen? Nach einer Weile erblickte ich in der Ferne ein Licht; ich ritt darauf zu und kam in ein kleines Dorf. Die Leute wollten mich zum Bleiben bewegen, doch was sollte ich in meinen nassen Kleidern die ganze Nacht hindurch in so einer Hütte anfangen? Ferner dachte ich immer wieder an den kommenden Sonntag, und da wollte ich um jeden Preis zum Gottesdienste zu Hause sein. Nun mit vieler Mühe und erst, nachdem ich $1\frac{1}{2}$ Schilling als Trink-

geld in Aussicht gestellt hatte, gelang es mir, einen jungen Burschen zu bewegen, mir bis zu einer gewissen Stelle, von wo an mir die Gegend bekannt war, den Weg zu zeigen.

Später war ich wieder mir selbst überlassen. Es war so stockfinster, daß ich mein eigenes Pferd nicht mehr jehen konnte, geschweige denn Weg und Steg. Bei hellem Tag und gutem Wetter wäre ich nun in zwei Stunden zu Hause gewesen, so aber hieß es, bei dem Regen, in der Nacht und Nässe Geduld üben. Ich überließ meinem Pferdchen ruhig die Führung, und es zeigte sich in der Tat als ein vorzüglicher Pfadfinder. Zeitweilig kam eine Schlucht, eine Pfütze, ein voller Bach, das brave Rößlein aber, dem ich ob seiner trefflichen Eigenarten immer wieder mein Lob spenden muß, watete mutig hinein und trug mich mit sicherem Schritt hindurch; stellenweise erprobte es auch seine alte Schwimmkunst. Der Weg führte sozusagen durch lauter Wasser; Wasser stand und floß auf allen Wegen und Stegen, und dabei regnete und goß es von oben her ohne Unterlaß weiter.

Etwa eine Viertelstunde von Marialinden entfernt hatte ich nochmals einen ziemlich breiten Fluß zu passieren, der, wenn voll, ebenfalls recht gefährlich war. Ich wagte es nicht, in stockfinsterer Nacht und ganz allein da durchzureiten. Ich bog daher nach einem etwa fünf Minuten seitwärts gelegenen Dorf Ha Mope ab, wo mehrere Christen wohnten. „He, Petrus! He, Sebastian!“ rief ich in die stillte Nacht hinein. Die beiden Männer erkannten meine Stimme und ließen nicht lange auf sich warten. Verwundert fragten sie, was ich denn in so stockfinsterer Nacht und bei solchem Unwetter wollte. Ich erzählte ihnen kurz, woher ich käme und bat sie, mich bis an den Fluß zu begleiten. Mit Freuden erklärten sie sich dazu bereit. Sebastian untersuchte den Fluß, nahm mein Pferd beim Zügel und brachte mich glücklich hinüber. Ich sagte den braven Männern herzlichen Dank und ritt vollends Marialinden zu.

Es war 11 Uhr nachts, als ich hier ankam; volle 14 Stunden hatte ich ununterbrochen im Sattel geiesen. Jetzt war ich zu Hause, allein, da war kein Mensch, der mir ein warmes Stübchen oder eine kräftige Suppe angeboten hätte. Den einen Vorteil hatte ich, daß mein Rößlein, sobald ich ihm den Sattel vom müden Rücken nahm, spontanreichs seinem alten Heim zueilte. So war ich also damit aller ferneren Mühe und Pflege enthoben. Ich aber wechselte die nassen Kleider, dankte in kurzen, kräftigem Nachtgebet der göttlichen Befehlung für den erwiesenen Schutz, und suchte sodann meinen Strohsack auf. Zum Kochen hatte ich weder Zeit noch Lust. Ich schlief bis am nächsten Morgen die Sonne hoch am Himmel stand. Beim Erwachen fühlte ich mich wie gerädert; auch der Hunger wollte sich bemerkbar machen, doch es war heute Sonntag, und da hieß es mit der hl. Messe und dem Gottesdienste warten bis $1\frac{1}{2}$ Uhr; denn manche unserer Christen haben einen weiten Weg zur Kirche zu machen. Endlich gegen Mittag konnte ich daran denken, etwas Speise zu mir zu nehmen; und ich füge offen bei, daß ich mit Dank annahm, was mir einige gutherzige Frauen zu essen anboten.

Gewiß, solche Ritte zählen zu den Ausnahmen, allein gar so selten sind sie unter den hiesigen Verhältnissen nicht. Im übrigen bleiben wir unserem Grundsatz treu: „Alles für Gott und zum Heil der unsterblichen Seelen!“

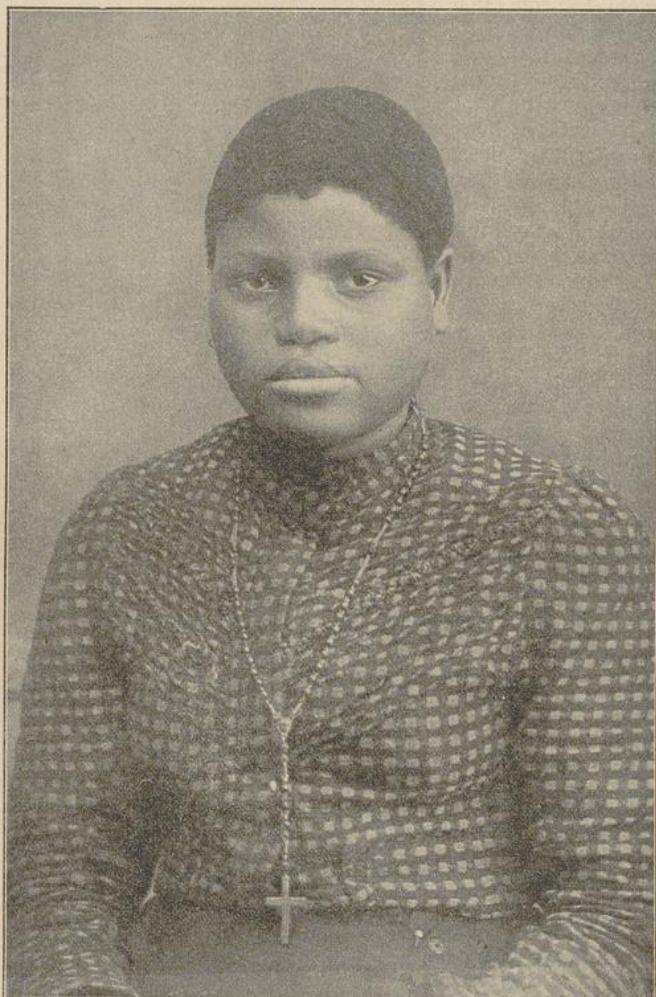
Südafrikanisches Rassengemisch.

(Siehe die Bilder unserer heutigen Nummer.)

§ Wohl wenige Länder der Erde haben solche Rassenzusammensetzung aufzuweisen, als Südafrika und insbesondere Natal. Am Eingeborenen sind zu nennen: Zulus, Basutos, Hottentotten, Dingos, Betschuanen, Buschmänner und die zahlreichen Kaffernstämme, die in Geschichtsbildung, wie z. B. die Tembu-Kaffern, oft erheblich von den reinen Zulus abweichen. Als erste Kolonisten tauchten Holländer am Kap der guten Hoffnung auf. Durch diese wurden auch Malaien in Südafrika eingeführt. Da die Holländer aus Mangel an weiblicher Einwanderung genötigt waren, Hottentotinnen zu heiraten, so bildete sich eine neue Rasse, die Griquas, aus ihrer Nachkommenschaft, nach denen jetzt eine große Provinz Ostgriqualand benannt ist. Als herrschende Rasse wurden die Holländer später zuerst in der Kapkolonie, dann in Natal von den Engländern ins Innere von Südafrika gedrängt, und jetzt dominiert in ganz Südafrika die reine englische Rasse, nicht zwar an Zahl, aber an geistiger Bedeutung. Durch die Engländer wurden wiederum indische Kulis verschiedener Rassen hauptsächlich in Natal eingeführt. Als Handel und Wandel insbesondere durch Ausbeutung der Gold- und Diamantenminen zu blühen begann, kamen auch Deutsche ins Land, und im Natal gibt es ganze Kolonien, wie New-Germany und New-Hannover. Französische Flüchtlinge hatten sich schon früher nach Aufhebung des Religionsediktes von Nantes unter den Holländern angesiedelt. Portugiesen wanderten von ihrer Kolonie Delagoabay ein. Mohamedanische Kaufleute und Krämer kamen aus Indien und Sansibar, Parseen (Feueranbeter) aus Persien. Schweden und Norweger kamen durch den Holzhandel nach Durban. Russische Juden kamen zu Hunderten mit einem Dampfer in Kapstadt an, hauptsächlich um in Johannesburg ihr nie erfolgloses Talent zu betätigen. Zu allerletzt sind auch noch von den Engländern, um billige Arbeiter in den Goldfeldern Johannesburgs zu haben, Tausende von Chinesen eingeführt worden.

Aus allen diesen Rassen, schwarzen, gelben und weißen, gehen nun wieder Mischrassen hervor. Insbesondere fühlen sich kleine Farmer zuweilen veranlaßt, ein schwarzes Weib zu heiraten. Vor allen anderen muß nämlich der kleine Farmer in Südafrika schwer ums Datein ringen. Während Löhne und Einfuhrartikel in Südafrika teuer sind, erreichen die Landesprodukte wie Fleisch, Mais, Früchte, Gemüse usw., besonders durch die Konkurrenz der Kulis, einen nur wenig profitablen Marktpreis. Dazu die beständigen Vieh- und Pferdeseuchen, die auch den Mutigsten nie verdrücken. Von Zeit zu Zeit Heuschreckenplagen, Dürre und Hagel. Was soll da der kleine Farmer mit einer englischen Frau viel anfangen. Engländerinnen können Klavier spielen, sie verstehen es, sich äußerst geschickt und modern zu kleiden, das Haus fein einzurichten, als seine Ladies von den Herren sich Ritterdienste leisten zu lassen, und auf alle Liebenswürdigkeiten in

unmachahmlich reizendem Tonfall zu antworten: „Oh, ye-e-es!“ Bringt eine solche Lady ihrem Ehegepon seine 5000 blanke Guinees (100 000 Mk.) mit in seinen wilden afrikanischen Wigwam, so kann auch der kleine Farmer eine feine Gefährtin sich allenfalls gefallen lassen. Für gewöhnlich ist aber dazu keine Aussicht, und da zieht hier und da einer es vor, mit einer robusten Kaffernschönheit den gefährlichen gemeinsamen Gang durchs Leben zu wagen und trotz aller Vorurteile sozusagen Arm in Arm mit ihr das moderne zwanzigste



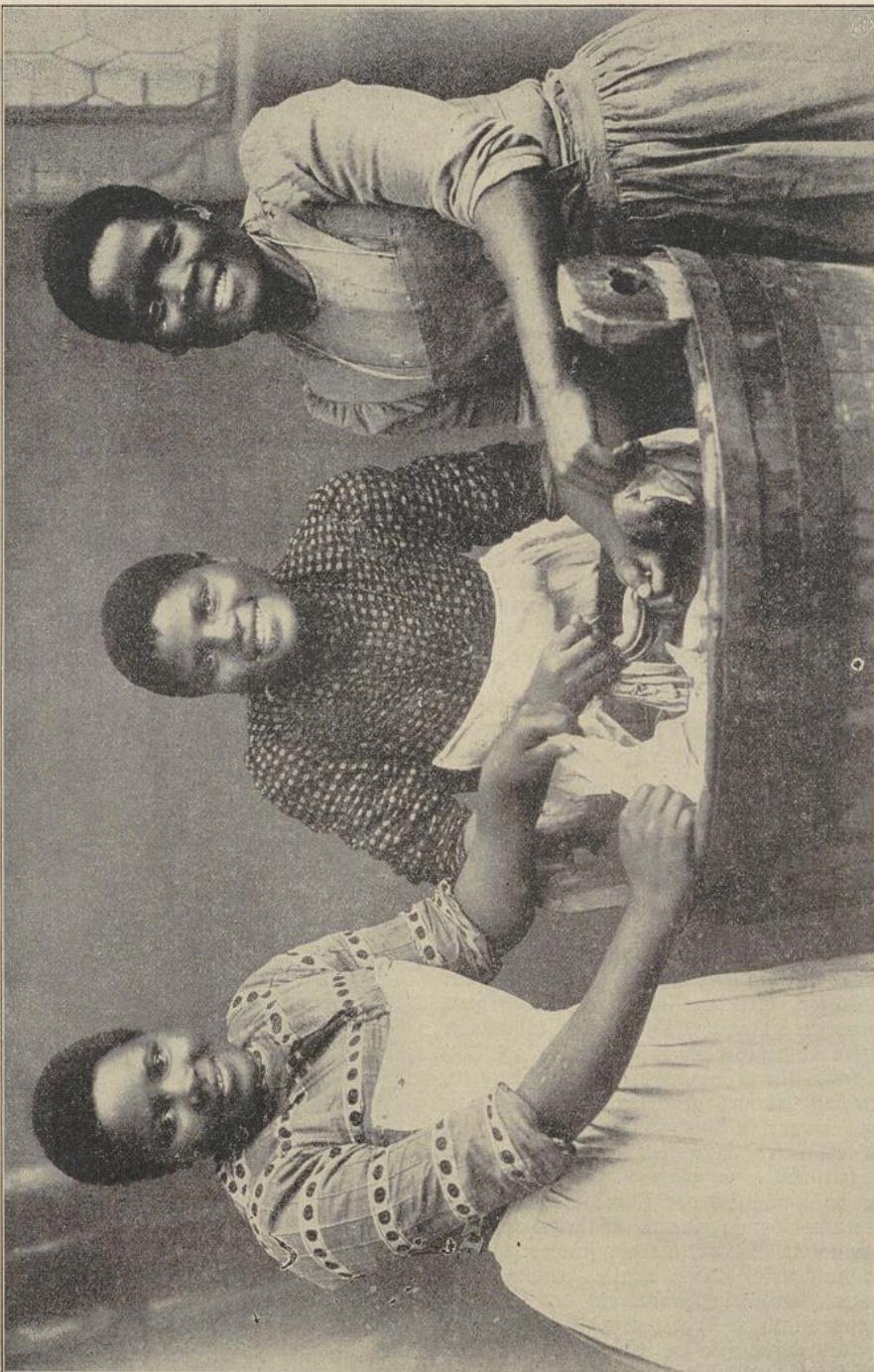
Nr. 1. Ein robustes 15jähriges und dazu recht braves kath. Kaffernmädchen.

Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Und ob ihm denn in einer solchen Doppelzentner Schönheit in seinem bäuerlichen Heim in der südl. Gluthölze seiner Felder eine Hilfe erwächst? Das mögt ihr selbst beurteilen. Beschaut euch doch einmal das Bild Nr. 1. Es stellt ein 15jähriges Kaffernmädchen vor. Welche Naturkraft und zugleich treuherzige Ehrlichkeit und Einsachheit spricht uns da an. Noch besser ist das Bild Nr. 2, drei läffrische Dorfädchen an der Waschbütt! Diese Mädchen sind von links nach rechts 17, 15, 16 Jahre alt. Sie besuchen noch die Elementarschule. Das Rechnen geht ihnen zwar noch etwas schwer an; dafür können sie aber von ihrem Elternhause her verschiedenes anderes. Sie können von früh morgens

bis abends in afrikanischer Sonne im Felde stehen und das Feld hauen. Sie holen auf dem Kopfe in großen Kübeln Wasser von der Quelle und tragen es 200 bis 300 Fuß hoch den Berg hinauf; sie gehen 50 Kilometer in einem Tag zu Fuß, oft mit einer Last auf dem Kopf. Kommst du in einen Kraal, so siehst du zuweilen eine lange, wohl 15 Fuß lange Bürde dürres Holz daliegen, von circa anderthalb Zentner Gewicht. Fragst du den wohlgenährten Kraalbesitzer, ob er diese schwere Last sich wohl allein auf den Kopf heben kann, so lacht er und sagt, das könne er freilich nicht, aber wir sollten sein Weib nur fragen, die könne es vielleicht — und sie kann es; denn es ist ihr und der Mädchen Geschäft, in der holzarmen Gegend das Brennholz auf dem Kopfe von weither zu holen. Wer will also gegen einen kleinen Farmer, der sich auf seinem wilden Boden abrackern muß, die Nase rümpfen, wenn er sich nach einer Gehilfin von der kräftigsten Art umschaut, die bei keiner Ungunst des Wetters versagt und von einem Sonnenmittagsstrahl nicht in Ohnmacht fällt. Auf diese Weise entwickelt sich langsam eine Mischrasse als einstige breite Bevölkerung von Südafrika, so sehr auch die weißen jüngsten Herrenmenschen, denen Rassenmischung verpönt ist, dagegen in den Zeitungen wettern und winseln.

Von den Dutzenden von Mischrasen, die so entstehen, wollen wir im Bilde Nr. 3 unsern wenigstens einige wenige vorführen. Von links nach rechts ist Nr. 1 ein 14jähriges Mädchen von derbem Schlage zulu-holländischer Abkunft. Nr. 2 ist ein 15jähriges zulu-französisches Mädchen von sehr impulsivem Temperamente. Nr. 3 ist

ein 13jähriges Zulumädchen reinster Rasse. Nr. 4, das Mädchen mit den sanft-schwermütigen Zügen ist zulu-indische resp. Zulu-Kulturasse und 13 Jahre alt. Di: Mischlinge sind von links nach rechts Repräsentanten des phlegmatischen, sanguinischen und melancholischen Temperamentes. Was die Kaffer angeht, so haben die meisten von ihnen ein Temperament, für das man einen neuen Namen erfinden müßte — ich schlage vor das dickfellige, weil es oft so ungemein schwer fällt, ihnen Vernunft beizubringen; nur wenn



Nr. 2. Drei kaffirische Dorffühe an der Reichshütte.

die Käffern hinter dem Utschwalatopf sitzen, sind sie alle Sanguiniter.

Da die Mischrassen die breite Volksschicht der Zukunft in Südafrika sein werden, so richtet natürlich auch unsere Mission ein lebhaftes Augenmerk auf ihre Katholisierung; dies ist um so notwendiger, als sie unter den schwarzen Christen vermöge ihrer größeren Intelligenz und Rührigkeit mit der Zeit Eir. flüg erlangen.

Bild Nr. 4 stellt einen Zuluknaben reinster Rasse dar. Die Zulus zeichnen sich vor den Kafferstämmen durch ein volles, schönes Gesicht mit großen, lebhaften, mutigen Augen aus. Nr. 5 ist ein Hottentottenknabe. Er wurde in dem unserer Mission benachbarten Pintown als heimatlos sich herumtreibend aufgefunden und ohne Federlesens unserer Schule einverlebt.

Bild Nr. 6 ist ein 15jähriges Kaffermädchen, dem neben einer guten Portion Klugheit die Natur auch ein gefälliges Kleidere nicht verhalten hat.

Um auch einige Heidentypen vorzuführen, so erblicken wir in Nr. 7 einen fein frisierten jungen Kafferburjchen. Anstatt der Ohrringe sind seine Ohrläppchen mit Stäbchen versehen, die bei jedem Schritt und Tritt auf- und abwippen. Bild Nr. 8 ist ein junges Kaffeweib mit der obligaten Pickelhaubenfrisur. Die Schwere der Frisur wird durch das hindurchgesteckte Schnupflöffelchen lustig gemäß in angenehmer Weise behoben. Siehe auch den Perlöhrenschmuck, der ein Ohr mit dem anderen verbindet. Das Perlstirnband ist ein Schmuck für junge Weiber, der Achtung vor dem strengen Herrn Ehegemahl bekunden soll. Gottlob nimmt bei den Käffern nämlich der

Mann dem Weibe gegenüber, die von der Bibel angewiesene Stellung als Herr ein. Betrachten wir noch einmal die einfache Aufmachung der Kopffrisur mit

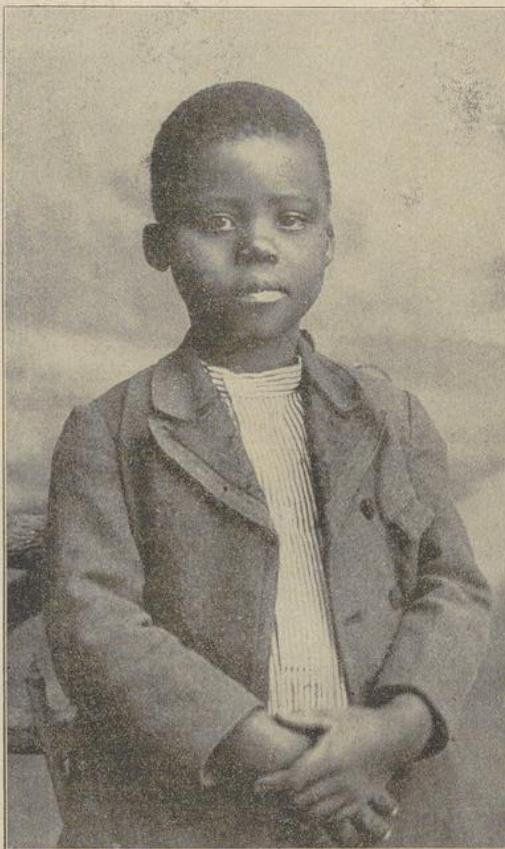


Nr. 3. Mischrassen (siehe Text).

ihren Zutaten. Offenbart die heidnische Trägerin nicht mehr Schönheitsinn als unsere hyperkultivierte europäische Damenwelt, mit ihren oft so geschmacklos gehaltenen Hüten von jeder nur möglichen Missgestalt?

Bild Nr. 9 ist ein prächtiger ausdrucksvoller Typus

eines alten angesehenen kaffrischen Doktors und Regenmachers. Auch sein Schmuck ist echt kaffrisch: auf dem Kopfe den Ring aus Baumwachs geknetet, seitwärts den Vogelfederbusch, um die Stirn einen Schmuck aus Tierchwängen, ein Halsband aus Raubtierkrallen. Der Mann ist jetzt tot, bei Lebzeiten verstand der Herr



Nr. 4. Ein Zuluknabe reiner Rasse.

Regendoktor es troz dem besten Winkeladvokaten seine Clienten schlau an der Nase herumzuführen.

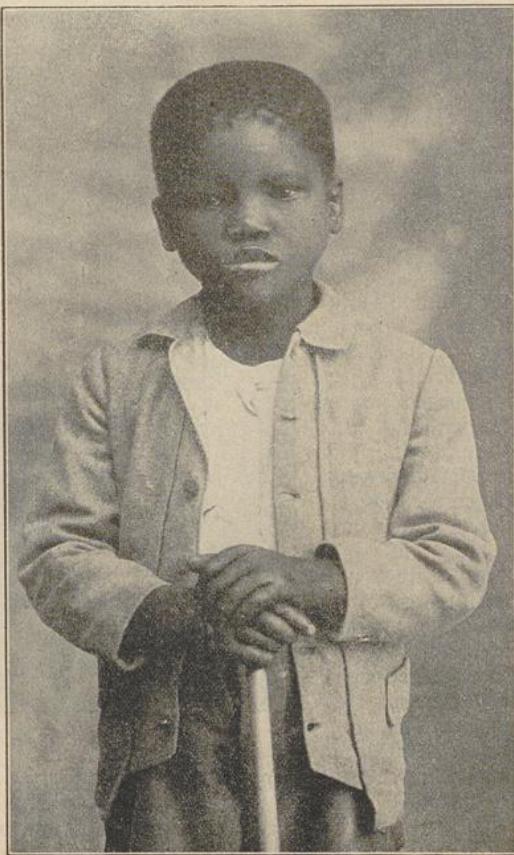
Bild Nr. 10, ein feins Kleeblatt! Drei noch lebende Räte resp. Minister des heidnischen Häuptlings in der Nähe von Mariannhill. Wir brauchen wohl nicht zu vertheidern, daß es drei geriebene alte Schelme sind. Aus jeder Gesichtsfalte lauert der Schalk.

Als Übergang zu den nichtkaffrischen Rassen bringen wir in Nr. 11 noch ein Kleeblatt. Der mittlere alte joviale Herr ist zwar ein Kaffer von reinstem blauen Blute; seine beiden Nachbarn jedoch gehören dem Tembu-Stamme an. Dieselben sollen sich früher mit Arabern vermischt haben. Der arabische Schnitt der Gesichter, wie solcher auf unserm Bilde zu sehen ist, scheint diese Annahme zu bestätigen.

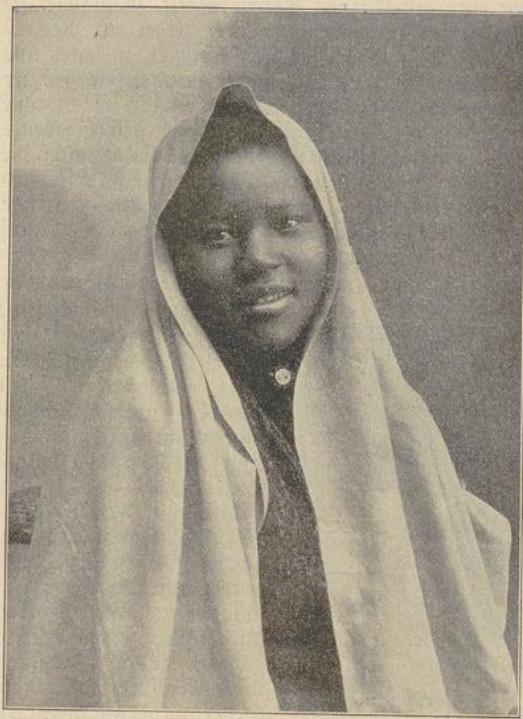
Ein reizendes Kinderpaar in reichgesticktem Obergewand zeigt uns Bild Nr. 12. Es sind die Kinder eines mohamedanischen Kramladenbesitzers aus Pintown bei Mariannhill. Wir schließen unsere Bilderserie mit der hoffentlich nicht verhängnisvollen Zahl 13. Das Bild zeigt uns die ausdrucksvoollen Züge von Feueranbetern. Diese heidnische Sekte stammt aus Persien, hat sich von da über Indien verbreitet und

Einfluß erlangt, zeichnet sich durch Reichtum und Geschäftsklugheit aus und hat von Indien aus auch in Natal Eingang gefunden.

Aus der großen Musterkarte von Gesichtstypen der verschiedensten Länder und Rassen konnten wir hier nur eine kleine Auswahl bieten. Unser Photograph, von dem auch die hier vorgeführten Bilder aufgenommen sind, könnte unseren Lesern noch Dutzende von interessanten Typen vorführen, denn vor seiner Linse müssen Menschenkinder der mannigfachsten Verschiedenheit an Stand, Rang, Rasse und Religion in bunter Reihenfolge ihr Konterfei zurücklassen. Heute nimmt er einige Bischöfe im Ornate auf, morgen spricht ein protestantischer Minister mit seiner Erwählten im Brautschmuck vor. Am Morgen ist eine lustige Hochzeitsgesellschaft das Ziel seines Schnapsshots, am Nachmittag ein frommer zusammengebrochener Mönch, der noch wenige Schritte zum Grabe hat, und dessen altes, fernes Mütterchen noch einmal nach dem Bilde ihres Kindes sich sehnt. Auf den Mann mit der semitischen Nase folgt der Mohomedaner mit dem Tez, auf den Hottentott ein Millionär, auf den Bizekönig von Südafrika eine arme Kuli-familie. Dieselbe Linse, die einen Prinzen von königlichem Geblüte nebst Gefolge verwiegte, verrichtete 24 Stunden später das gleiche Geschäft an einer alten, runzeligen, heidnischen Wahrjagerin. Die photographische Linse kennt noch weniger wie der Totengräber einen Unterschied; sie ist echt demokratisch und wahr bis zur Grobheit; denn sie zeichnet jeden ohne Ausnahme so wie er ist. Dem einen läßt sie die krumme Nase, dem anderen den



Nr. 5. Ein Hottentottenknabe.



Nr. 6. 14jähriges Nama-Mädchen.

schiesen Mund, dem dritten seinen Verdruß, dem vierten seine Schönheitswarze, und daß hat sie mit dem Totengräber gemein, daß sie gar manchen in einer Situation überrascht, in der er später nicht gewesen sein möchte. Auch unsere heutigen Bilder geben daher die genannten Rassen naturgetreu wieder.

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

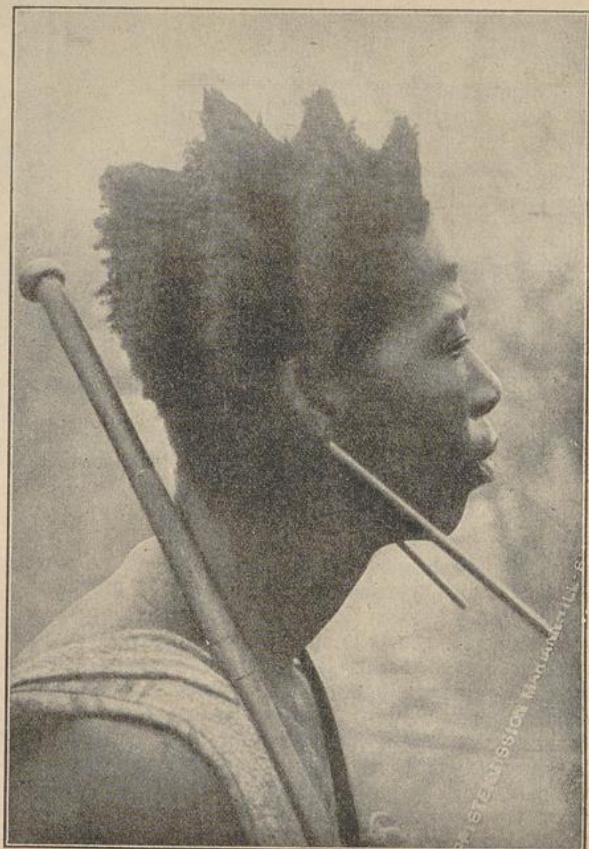
Es ist Erntezeit; die Schulen sind auf 14 Tage geschlossen. Wir Lehrschwestern wandern aber trocken Tag für Tag ins Christendorf hinaus; denn Schwester Ludovika, die Kindergartnerin, hat um diese Zeit immer doppelte Arbeit, indem fast alle Mütter ihre schwarzen Kleinen zur Kinderbewahr-Anstalt bringen, um frei und ungestört den Erntearbeiten nachgehen zu können. Ich aber benütze die kostbare Zeit der Schulferien, um all die verschiedenen Notizen, die ich mir aus der Erzählung des guten alten Leonhard gesammelt, zu Papier zu bringen.

Heute habe ich noch eine dritte Kollegin mitgenommen, nämlich unsere lb. Schwester Roswitha, ein Berlinerkind, welche einem großen Teil unseres Leserkreises schon bekannt sein dürfte. Sie ist Klassenlehrerin der höheren Mädchen Schule in Cenzstochau, und es ist ihr der kleine Spaziergang in frischer Lust nach all den Strapazen des vergangenen Schuljahres wohl zu gönnen. So wanderten wir also zusammen in früher Morgensunde den lieben, altgewohnten Weg; die herrliche Gottes-natur stimmte unwillkürlich zur Andacht, und jedes von uns ließ eine Perle des Rosenkranzes nach der andern durch die Finger gleiten.

Im Dorfe angekommen, ging Schw. Ludovika zu ihren lieben Kleinen, wir beiden andern aber lenkten unsere Schritte zur armen Strohhütte des guten Leonhard, denn ich wollte unserer Schw. Roswitha die Freude gönnen, den guten Alten einmal selbst reden zu hören. Der ehrwürdige Greis fühlte sich durch den vornehmen Doppelbesuch — waren doch Berlin und Wien zugleich in uns vertreten — nicht wenig geehrt, und holte schnell ein zweites primitives Holzklötzchen herbei. Wir nahmen ohne viele Zeremonien Platz, und nun konnte es losgehen.

Leonhard verlor sich heute ganz in die hohe Politik, denn er war in seiner Erzählung bei der Zeit angekommen, da die Engländer in Natal die Bügel der Regierung in die Hand genommen. Die blutgierigen könige Tschaka und Dingaan waren tot, und Mpande, der Bruder Dingaans, lebte mit den Weihen auf freundschaftlichem Fuße. Vieles von d.m., was er uns erzählte, war uns allerdings schon aus den Büchern bekannt, allein es hatte für uns einen eigenen Reiz, dies heute aus dem Munde eines Mannes zu hören, der alles persönlich miterlebt hatte.

Besonders hohes Lob spendete er dem bekannten Mr. Sheftone, der die neuen Verhältnisse im überaus kluger und taktvoller Weise zu regeln wußte. Leonhard kam oft mit ihm zusammen und genoß sein besonderes Vertrauen. „Oft,” so erzählte er, „rief Somse — so nannten wir Schwarzen den großen Engländer — ein ihlangano (Zusammenkunft). Alle großen und kleinen Fürsten aller zahlreichen Stämme



Nr. 7. Niedlicher Kaffernjunge.

wurden dazu geladen, die neuen Satzungen wurden zuerst eingehend beraten, allseitig erklärt und endlich mit großer Feierlichkeit als Geize ausgerufen. Bei diesen inhlanganos war ich regelmäßig dabei, denn Matshimane, mein Fürst, nahm mich regelmäßig mit noch sechs anderen Indumas als Freund und Ratgeber mit. (Somse hatte den Königen gnädigst erlaubt, einige ihrer Vertrauten zu den Versammlungen beizuziehen.)

Nun begann der Hundertjährige langsam und feierlich an seinen Fingern alle die Stämme und Fürsten herzuzählen, die sich hier zur Beratung zusammenfanden. Ich dachte unwillkürlich an die bekannte Stelle in Schillers „Kraniche des Zopfus“:

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenfanden?“ — „Da waren“, saßte er, „die Könige von Mthlungangubo, u Sitoyi, Ubihla, Unginza, alle aus der Gegend des wilden Umkomazi-Flusses; dann die Könige Illugadhu, Hemohemo von da droben herab, aus der Gegend des Klipp-River; dann Unodada, Somathe, Pakade, Langibalele vom Tugela-Fluß; Dabugana, Muji, Masogonyana, Mqawe, Mqume, Mangapanga, Mukata; endlich aus unserer Gegend, vom Meer her: Cabantshe, Mnini, Manzni und Matshimane, unser König. Jeder von ihnen hatte, wie gesagt, sein Gefolge bei sich; dazu waren noch eine Menge kleinere Fürsten und Stämme, die ich gar nicht erwähnen will, und so gab das jedesmal, so oft Somse zu uns kam, ein großartiges inhlango.“ — Bei diesen Wörtern b. lebten sich die welsken Gesichtszüge des guten Alten in merkwürdiger Weise. Man sah es ihm an, wie die alten Bilder wieder in ihm wach wurden, und wie er mit berechtigtem Stolz an die großen Zeiten zurückdachte, da er mit Shepstone und den Großen des Landes im Rate saß.

„Ja, wir liebten Somse“, fuhr Leonhard in seiner Erzählung fort, „denn seine Rede war klug und jedes seiner Gebote weise. „Madoda“ (Männer) sagte er öfters zu uns, „das endlose Blutvergießen, das bisher in diesem Lande unter Tschaka und Dingaan üblich war, muß fortan ein Ende haben. Keinem ist es mehr erlaubt, einen andern zu töten. Wagt es aber einer dennoch, sich an seinem Mitbruder zu vergreifen, so händet ihn, führt ihn hieher vors Gericht, und er soll seiner Strafe nicht entgehen. Es darf kein Blut mehr vergossen werden! Friedlich sollet ihr in Zukunft eure Felder bestellen, und in Friede sollet ihr mit euren Weibern und Kindern zusammenleben. Be-

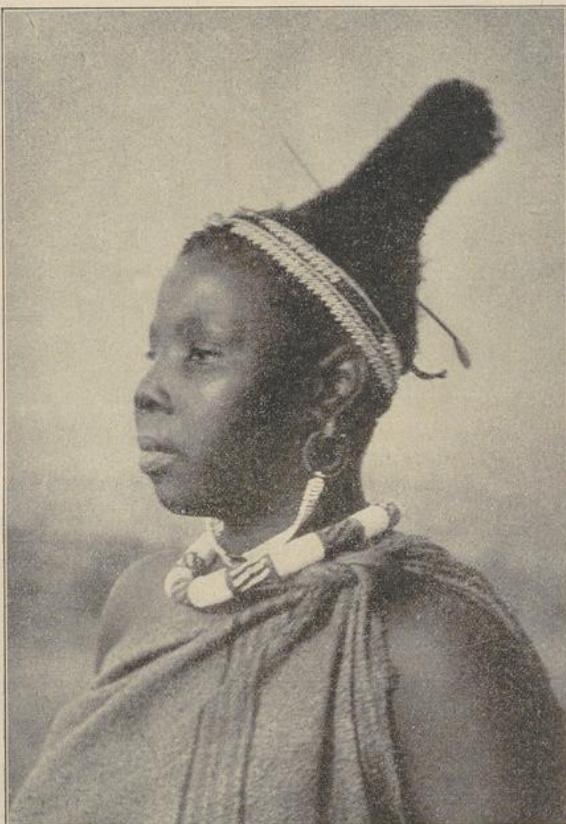
ginnen eure erwachsenen Söhne Streit, so mahnet sie zur Ruhe, den Ungehorsamen aber ziehet zur Rechenschaft.“ ... In dieser Weise sprach er zu uns, und in der Regel verließen alle Anwesenden in größter Zufriedenheit die Versammlung. Ich selbst aber mußte regelmäßig viel Tabak reiben und in große Hörner füllen; Somse aber verteile ihn am Schluss unter die Anwesenden. Von den Chiefs aber erhielt jeder außerdem noch zwei jette Ochsen zum Geschenk. Hei, wie fühlten sie sich da geehrt, und wie aus einem Munde riefen sie alle zusammen: „Bayete Nkosil!“

Somse konnte aber auch strenge sein. Nie duldet er, daß man seine Satzungen verachtete oder freventlich übertrat. So hatte einmal der Fürst Sitoyi seinen Nachbarstamm überfallen und den Chief Mthlungangubo getötet. Doch schnell war Somse mit seinen Polizisten zur Hand, und nur durch schleunige Flucht rettete sich Sitoyi vor Gefängnis und Tod. — Ein anderesmal wurden im ganzen Lande Polizisten umhergeschickt mit der Aufrufung, den Schwarzen alle Gewehre wegzunehmen, deren es damals schon in ziemlicher Menge gab. Zu gleicher Zeit hielt Somse ein großes inhlango ab. Alle Könige erschienen auf seinen Befehl, nur einer fehlte. Es war der mächtige Chef Langalibale; er wollte die Gewehre nicht abliefern und machte den Anfang des Murrrens und des Aufruhrs gegen die Weißen. Doch es bekam ihm übel! Schnell wurden von Somse weiße Polizisten nach seinem Kraale gesandt, und in dem nun folgenden Kriege wurde Langalibale mit

seinem ganzen Stamme vernichtet.“

Schwester Rosmitha unterbrach hier den Redefluß des Hundertjährigen mit einer Frage über König Mpande, von dem in unseren Geschichtsbüchern steht, er habe ein „schönes Herz“ gehabt und sei nicht so grausam und blutdürstig gewesen, wie seine beiden Brüder Dingaan und Tschaka. „Lenhliziyo enhle“, dieses weiße Herz, erwiderte Leonhard, dichten die Weißen diesem Mpande bloß an; er war nicht besser als seine Brüder, sondern fürchtete nur die Macht der Weißen. Wie falsch und verschlagen er sein konnte, mögt ihr aus Folgendem ersehen:

König Mpande hatte etwa 100 Weiber; es können auch noch mehr gewesen sein, denn er hatte nach dem Tode seines Bruders Dingaan auch dessen Weiber übernommen. Der erstgeborene Sohn seiner Inkojifazi (seines Großweibes) war Getwayo; und dieser



Nr. 8. Junges Kaffernweib mit der ihrem Stande angemessenen Frisur. Das Schnupflöffelchen fehlt nicht an seinem Platz im Haar.

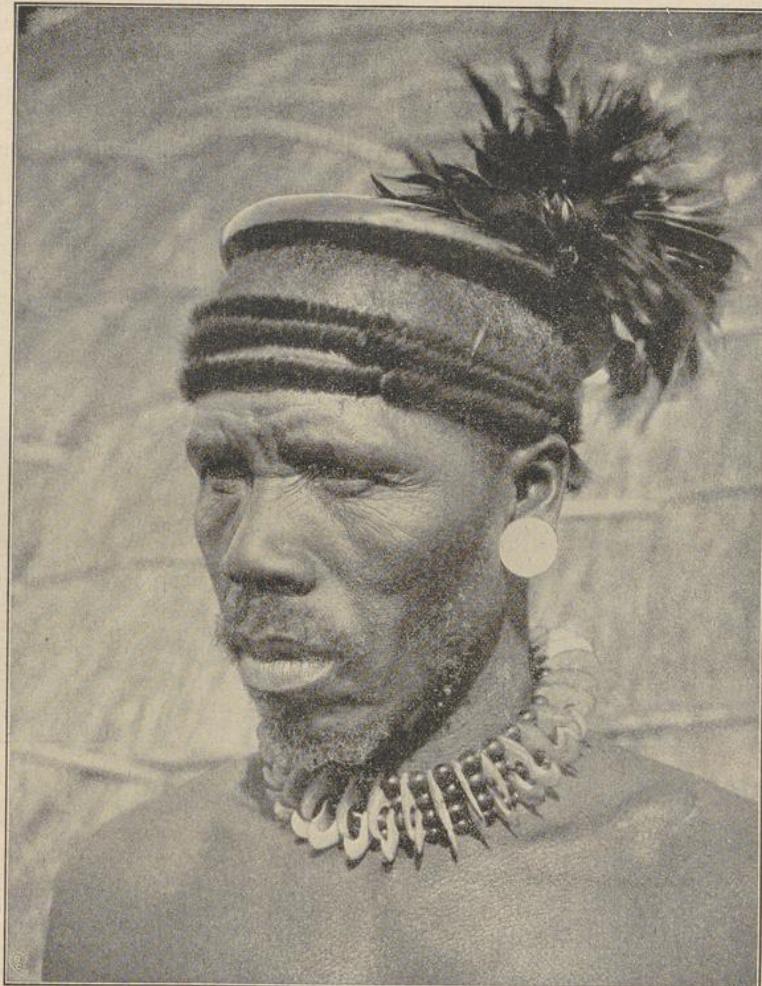
war somit der rechtmäßige Erbe und Thronfolger des Königs. Nun liebte aber Mpande den Sohn einer seiner Nebenfrauen, namens Nombulazi, viel mehr als Cetwayo, seinen Erstgeborenen, und versuchte mancherlei List, um diesem die Herrschaft zu sichern. Seine indunas (Beamten) durchschauten seine Pläne, stellten sich aber, als merkten sie nichts.

Eines Tages nun veranstaltete der König ein großes Fest und lud auch seine zwei Söhne Cetwayo und Nombulazi, die beide schon erwachsen waren, dazu ein. Die Versammlung war in drei große Haufen geteilt. In der Mitte saß der König mit seinen Räten und Soldaten; rechts von ihm hatte Nombulazi und links Cetwayo mit ihren Anhängern Stellung genommen. Zuerst ließ der König seinen Sohn Nombulazi mit seinen Burschen und Männern einen Kriegstanz aufführen; alle übrigen saßen ruhig da und schauten dem Spiele zu. Nach einer Weile erhob sich der König, ging etwas unter den Tanzenden umher, näherte sich dann in möglichst unauffälliger Weise Nombulazi und flüsterte ihm ins Ohr: „Cetwayo sitzt, du siehst das reinste Nichts.“ — Hierauf hieß er Cetwayo und seine Krieger tanzen, und die anderen sahen zu. Jetzt näherte er sich diesem und räumte ihm die gleichen Worte zu: „Nombulazi sagt, du siehst ein Nichts.“ Auf diese Weise suchte er Hass und Zwietracht zwischen den beiden Brüdern zu säen; sein eigenes Heer aber hielt er bereit, um im Ernstfalle schnell Nombulazi zu Hilfe zu kommen und Cetwayo aus dem Wege zu räumen.

Nach dem Tanze rief Mpande seine zwei Söhne zu sich, um ihnen die Festgeschenke zu verabreichen. Zuerst gab er jedem einen Speer; doch tat er dies auf eine sehr auffällige Weise. Er streckte nämlich beide Hände zugleich aus; mit der rechten überreichte er Nombulazi den Speer, und mit der linken Cetwayo. Die Räte sahen das mit Staunen und mißbilligten die Handlungsweise des Königs. —

Er aber ließ sich nicht irre machen, sondern überreichte nun seiner Söhnen zwei Bündel Tabak. Das eine, mit breiten, schönen Blättern, gab er Nombulazi, das zweite, minderwertige, Cetwayo; und auch diesmal überreichte er dem ersten seine Gabe mit der Rechten, letzterem mit der Linken. — Als dritte königliche Festgabe erschien Fleisch; jeder der beiden Söhne bekam einen halben Ochsen; allein der für Nombulazi geschlachtete war weiß und schwarz geslecht, was in den Augen der Zulus Glück bedeutet; jener des Cetwayo aber war rot, und dies deutete auf Blut. Das Volk sah dies alles mit Staunen, auch die Krieger redeten darüber, und bald kam es zwischen den beiden Brüdern und ihrem gegenseitigen Anhang zum Streit.

Die überwiegende Mehrzahl aber neigte im Herzen dem Cetwayo zu, denn sie kannten ihn als den Erstgeborenen und durchschauten die Schleichwege des Mpande. Da rief der König seine Krieger zum Streite auf und befahl ihnen, dem bedrängten Nombulazi zu Hilfe zu kommen! Sie aber gingen fast alle zum Heere Cetwayos über, und so errang letzterer die Oberhand. Nombulazi aber wurde getötet und sein Kopf dem Sieger zu Füßen gelegt. Anfangs wollte man dem alten König das schreckliche Ende seines Lieblings ver-



Nr. 9. Ein kafferischer Doktor und Regenmacher.

heimlich, weshalb man ihm sagte, Nombulazi habe sich geflüchtet, bald jedoch erfuhr er die traurige Wahrheit, und seit jenem Tage hatte er keine frohe Stunde mehr. Er starb wenige Monate darauf, und Cetwayo ward König an seiner Statt.

Die Geschichte Cetwayos, seine feierliche Thronbesteigung, bei der auch Somse mit seinen schmucken Reitern erschien, seinen Krieg mit den Engländern und dessen trauriges Ende brauche ich euch nicht zu erzählen. Ihr seid ja abantu abafundileyo (studierte Leute) und habt dies alles aufgeschrieben in euren Büchern.“

Als ich nun aber dem guten Alten versicherte, ich kenne Cetwayo und hätte ihn persönlich gesehen,

da riß er weit die Augen auf und meinte anfangs, ich scherze. Nun vertauschten wir die Rollen; ich begann zu erzählen, und er hörte mit offenem Mundes zu. Ich führte ihn im Geiste hinüber übers große Weltmeer nach meiner Vaterstadt Wien, schilderte ihm den Prater, den herrlichen Gärten, und einzigartigen Belustigungsort der alten großen Kaiserstadt an der Donau, und sprach sodann vom König Cetwaho, der anfangs der achtziger Jahre mitten in diese europäische Herrlichkeit hineingeführt, und von groß und klein, und von mir selbst nicht wenig angestaunt wurde. — Seit jener Stunde bin ich in der Achtung des guten alten Leonhard noch um ein Bedeutendes gestiegen.

(Fortsetzung folgt.)

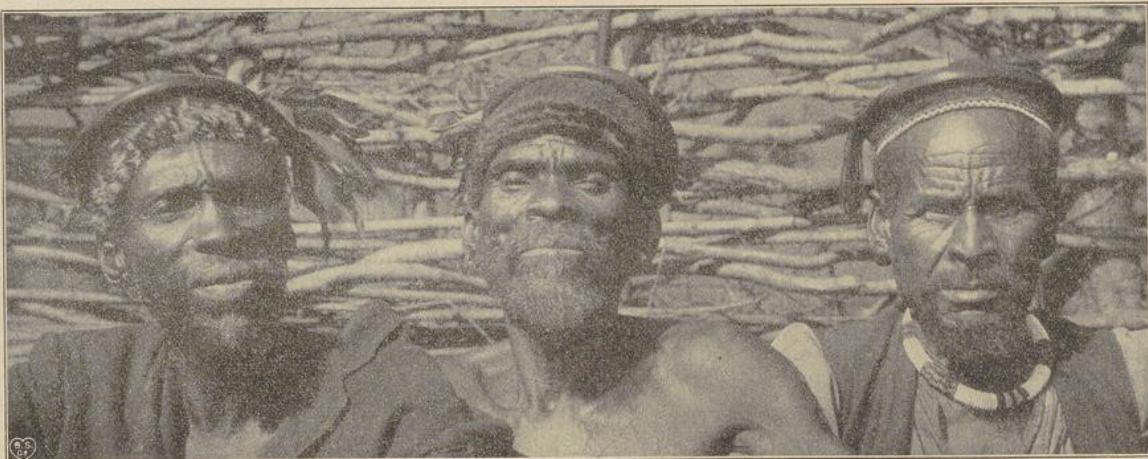
Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Wiegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus. — Die Engländer sind zwar fleißig daran, in ganz Südafrika Eisenbahnen zu bauen, den-

herigen Erfahrungen sagen, daß die Regierung in Natal in dieser Beziehung viel mehr tut, als die Kapkolonie; allerdings ist Natal auch bedeutend kleiner und hat infolge der zahlreichen Schienenstränge nur mehr wenige Poststraßen zu unterhalten. Für jeden größeren Bezirk ist ein eigener Straßen-Inspektor angestellt. Diesem sind wieder ein paar Weiße untergeordnet, die mit Hilfe schwarzer Arbeiter die nötigen Straßenarbeiten bejorgen. Die Schwarzen werden zu genanntem Zweck auf Geheiß des Magistrats von ihren Chefs aufgeboten. Letztere haben dabei willkommene Gelegenheit, Leute, die ihnen aus irgendeinem Grunde mißliebig geworden sind, zum Frohdienst auszuheben. Der Kaiser sieht solche Arbeiten nicht und gehorcht dabei nur dem äußern Zwang, doch wird er von der Regierung mit einem Schilling pro Tag entschädigt, bekommt auch die nötige Kost (Pallitsch oder Maisbrei) und, wenn's hoch hergeht, einmal im Monate Fleisch. Der Weise aber, wer persönlich keine Hand anruft, sondern nur die Schwarzen beaufsichtigt, bezahlt einen Monatsgehalt von 11 bis 13 Pfund Ster-



Nr. 10. Drei Geheimräte des Händlings. — Ein geriebenes Kleebatt.

noch aber dürfte es noch geraume Zeit dauern, bis im ganzen Land das bisherige, altgewohnte Ochsenfuhrwerk vollständig aufhört. Abseits von der Bahlinie wird es wohl immer bleiben, es müßte denn sein, daß die gegenwärtig wieder grassierende Viehseuche (Beckenpest) mit den Ochsen vollständig aufräumt, und daß Pferde und Maulesel an deren Stelle treten, wie das an einzelnen Küstenstrichen schon der Fall ist. Ich würde das bedauern; denn abgesehen von vielem andern, hat so ein 16- bis 18spänniges Ochsenfuhrwerk mit dem schweren, massiven Wagen wirklich etwas Imposantes, möchte fast sagen, etwas Poetisches an sich, das dem südafrikanischen Leben einen eigenen Reiz und ein ganz spezifisches Gepräge verleiht. Ohne diese Fuhrwerke wüssten mir die Straßen wie ausgestorben.

Damit komme ich auch auf die südafrikanischen Straßen zu sprechen. Ich rede da nicht von den Wegen auf der eigenen Farm oder den kurzen Verbindungsstrecken zwischen einer Niederlassung und der andern — diese bahnen und unterhalten die einzelnen Farmer auf eigene Rechnung — sondern von den sogenannten Land- oder Poststraßen. Für letztere sorgt der Staat, und zwar muß ich nach meinen bis-

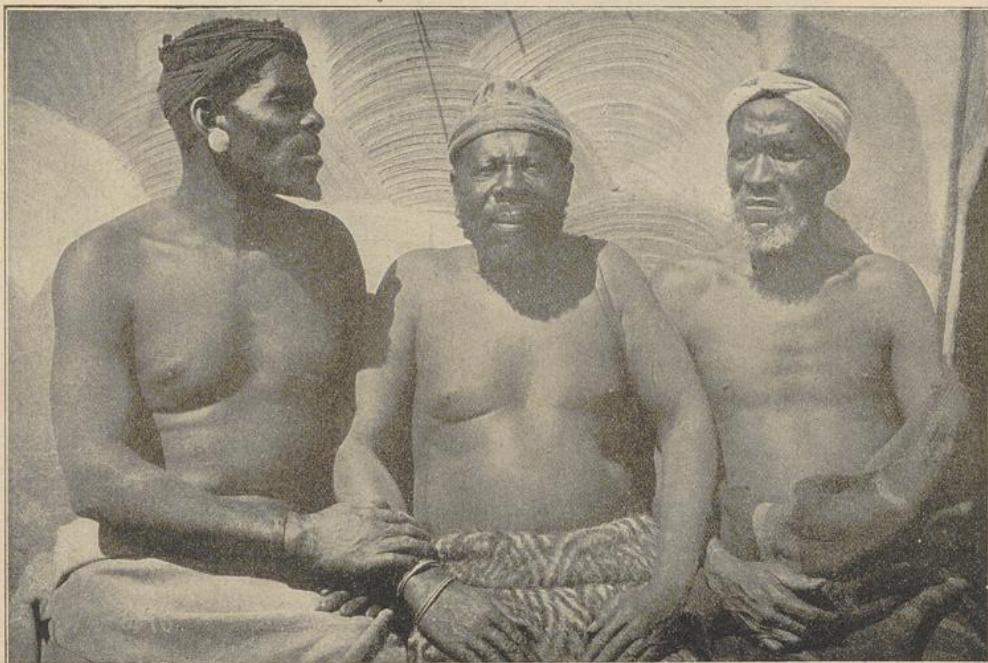
ling (220 bis 260 Mark). Spezielle Vorkenntnisse werden von ihm nicht gefordert. Überdies stellt ihm der Magistrat für seine Arbeiten einen zweirädrigen Karren mit sechs Ochsen — letztere müssen geborgt werden — und der nötigen Anzahl von Picken und Schaufeln &c. zur Verfügung. Nachts kampieren sie unter Zelten, auch bereiten sie sich ihren Pallitsch selbst. Die Arbeit ist in der Regel nicht allzu streng; vielfach schwingen sie ihre Picken im Takt, indem sie dabei irgendein nichtssagendes, monotones Lied summen. Dagegen haben sie oft von der Unbildung der Witterung, namentlich der brennenden Sonnenhitze zu leiden, der sie bei ihrer höchst mangelhaften Kleidung schutzlos ausgesetzt sind. Leider ist ihre Arbeit oft nur von geringem Nutzen, indem ein einziger heftiger Gewitterregen in wenigen Minuten das lockere Erdreich wieder wegrißt; denn Steine oder sonstiges gutes Beischotterungsmaterial steht ihnen nur ausnahmsweise zur Verfügung. In der Regel wird der Schutt von der nächsten besten Stelle genommen, so gut er eben zu haben ist, und die Straße damit plantiert.

Manchmal steht es, zumal hier, in Orijualand, oft lange an, bis so ein ausgefährner oder ausgerissener Weg wieder repariert wird, und es bleibt

somit der Klugheit und Routine des einzelnen Fuhrmannes überlassen, wie er mit seinen 16 bis 18 Ochsen und dem schweren Lastwagen über alle diese Löcher und Steinblöcke hinwegkommt. Nicht selten wirft so ein Wagen bei einer scharfen Wendung um, oder es bricht ein Rad, was dann einen Aufenthalt von ein paar Wochen zur Folge haben kann; denn wo ist hierzulande schnell ein Wagner oder ein Schmied zu finden, der ihm den Schaden schnell repariert? Der Weise schaut allerdings, bevor er seine Reise antritt, genau nach, ob sein Wagen so eine Tour auch aushält, und nimmt eventuell aus Vorsicht gleich ein Ersatzrad mit; anders der Kaffer: er läßt zu Hause seinen Wagen schutzlos im Regen und in der Sonne stehen, und fährt dann rücksichtslos drauf los, selbst wenn einzelne Teile aus den Fugen gehen oder schon halb verfaulst sind.

unter dem Wagen geschlafen; bei Regenwetter und starkem Wind wird hier auch gekocht. Das einzige Kochgeschirr besteht in einem dreifüßigen schwarzen Kessel; der Kaffer begnügt sich mit Bällisch oder Maisbrei, ist aber ein Engländer als Wagenlenker dabei, so darf auch Tee oder Kaffee nicht fehlen. In wasserlosen Gegenden führen sie das Koch- und Trinkwasser in einem Fäßchen mit sich, und in holzarmen Districten das nötige Brennholz.

Gewöhnlich sind bei einem Ochsenwagen drei Mann und auch mehr wegen des Auf- und Abladens; voraus geht ein Kaffernunge, der an einem Strick das vorderste Paar Ochsen führt. Der Treiber geht mit einer langen, an einem Bambusstück befestigten Peitsche neben her und beherrscht sein langes Gespann mit beständigem,



Nr. 11. Rechts und links Kaffern vom Tembusu-Stamm.

Große Unannehmlichkeiten mögen mit solch' einem Fuhrwerk nicht verbunden sein. Im Winter sind die Straßen, da oft monatelang kein Tropfen Regen fällt, tief mit Staub bedeckt, den die um diese Jahreszeit häufigen Winde oft in ganzen Wölfen daherragen. Zur Sommerszeit aber heißt es die afrikanische Sonnenhitze ertragen oder tief im Straßentote warten; übrigens ziehen es die Fuhrleute um diese Jahreszeit vor, während der Nacht zu fahren. In mondhellern Nächten und auf guter Straße hat das sicher seine Vorteile; doch treffen die genannten Bedingungen nicht immer zu. Zuweilen kommt so ein Fuhrwerk auch noch in Gefahr durch die häufigen Grasfeuer, die sich oft mit ungeahnter Schnelligkeit verbreiten. So verbrannten im letzten Jahre einem Kaffer, der für einen englischen Kaufmann Waren von der Eisenbahnstation geholt hatte, zwei schwer beladene Wagen. Das war für den guten Mann ein enormer Schaden; denn hierzulande kostet ein schwerer Lastwagen seine 50 Pfund (1000 Mark), und dann mußte er überdies dem Kaufmann die verbrannten Waren ersezgen. — Nachts wird

mächtigem Zuruf. Da gibt es ganz unglaubliche Schläute zu hören, die aber hier ganz am Platze sind, denn die biefigen Ochsen gehen bloß auf solchen Zuruf; auch hat jeder Ochs seinen eigenen Namen. Beim Anstreben schwingt der Fuhrmann seine lange Peitsche, schreit und krächzt etliche 8 bis 10 Namen, namentlich jener Zugtiere, die eine gewisse Hauptrolle in seinem Gespanne spielen, und hilft, wo es nötig ist, mit der faulenden Peitsche nach, die er mit großer Virtuosität und unter endlosem Geschrei über dem langen Zuge schwingt. Gefüttert wird so ein armes Zugtier nie; es hat sich vielmehr an dem Ausspannplätzchen sein Futter selbst zu suchen, sogar im Winter, wo nur spärliches, dürres Gras zu finden ist. Kein Wunder, daß zuweilen so ein armes, geplagtes Tier mitten auf dem Weg verendet. Der rohe Kaffer macht sich aber wenig daraus, im Gegenteil, er weiß der Sache sofort eine Lichtseite abzugewinnen: Er macht einfach Halt, zieht dem Ochsen die Haut ab, bratet das Fleisch und bricht nicht eher auf, als bis er mit seinen Genossen den lebt'n Knochen abgenagt hat. —

Gegenwärtig bestehen in Griqualand wegen des Ostküstenfiebers oder der Zickenpest strenge Absperrungsmaßregeln der ganzen Natalgrenze entlang. Kommt z. B. ein Fuhrmann mit seinem Ochsenwagen nach Umzimkulu oder an einen andern Grenzpunkt, so darf er seine Ochsen nur in einem dicht eingezäunten Platze weiden oder sich frei bewegen lassen. Die Farmer in Natal ihrerseits dürfen ihr Vieh nicht an der Grenze lassen, sondern müssen es in entsprechender Entfernung halten. Die Kühe werden zwar von der Weide geholt und gemolken, müssen dann aber wieder in die Umzäunung getrieben werden. Sogar die einzelnen Bezirke in Natal selbst werden gegenseitig abgesperrt und jedes Ochsenfuhrwerk in den Nachbarbezirk wird untersagt, sobald eine Farm von der schrecklichen Seuche angepeckt wurde. Unter Umständen wird das kalte oder verdächtige Vieh von der Regierung gewaltsam weggeschafft. In Griqualand halten Polizisten der ganzen Natalgrenze entlang Tag und Nacht Wache. Finden sie Vieh an einem verbotenen Platze, so haben sie das Recht, es sofort an Ort und Stelle totzuschließen, unbekümmert darum, wessen Eigentum es sei. Bei alldem bleibt es zweifelhaft, ob dadurch die drohende Seuche dauernd abgehalten wird. Gewöhnlich spottet so eine Gottesgefheld aller menschlichen Vorsichtsmaßregeln. Was hat man in den neunzig Jahren alles getan, um die Kinderpest abzuhalten; und schließlich war doch alle Mühe umsonst. Der Einzige, der in solchen Fällen helfen kann, ist Gott, der uns die Plage geschickt hat.

(Fortsetzung folgt.)



Nr. 12. Mohamedanische Kinder.

nur einige Stück Vieh, sowie ein paar Ziegen sein eigen. Seine Frau, ebenfalls noch Heidin, war die Schwester zweier unserer schwarzen Christen, die in Neuköln wohnten und allgemein als recht brav und rechtschaffen galten.

Eines Tages nun — ich war eben auf dem Zimmer mit Studium beschäftigt — klopft es an, und auf mein Zeichen treten die soeben erwähnten zwei Christen ein und berichten mir ohne weitere Einleitung: „Der Schwarze, der da drüben, hinter Kwai wohnt, hat seine Frau, unsere leibliche Schwester, um's Leben gebracht! Er hat sie vergiftet, indem er ihr Dawa (Arznei) gab; und sie ist daran gestorben. Wir wissen wohl, wenn wir ihn in Wilhelmstal bei Gericht anzeigen, ist es um ihn geschehen; allein wir sind schon darüber einig geworden: wir wollen schweigen. Wir verzeihen ihm kwa mbuli ya Jesu, um Jesu willen!“

Mein Erstaunen über solch hochherzige Feindesliebe seitens dieser schwarzen Neubekhrten war groß. Ich konnte ihr edles Vorhaben nur billigen, fragte aber, was nun mit dem kleinen Mädchen sei? Sie erwiderten: „Die Mutter ist tot, der Vater aber wird sich nicht mehr viel um dasselbe kümmern. Wahrscheinlich wird er es um ein paar Ziegen verschachern oder es seinen heidnischen Verwandten geben, die dann später bei der Verheiratung des Mädchens von dessen Bräutigam einige Ziegen erhalten werden als Entschädigung für die Erziehung. Denn also ist es Brauch im Waschambaraland.“

Letzteres wollte und durste ich nun um keinen Preis zulassen. Ich trug daher den beiden Christen auf, den Mann — sein Name ist mir leider nicht mehr in Erinnerung, tut übrigens nichts zur Sache — zu mir zu bestellen, damit ich mit ihm die Sache besprechen und regeln könnte. Er wisch lange aus, es drückte ihn eben das böse Gewissen; schließlich brachten sie ihn doch und er willigte ein, sein Kind zur Erziehung auf die Missionsstation zu bringen. Tatsächlich hielt er auch dieses sein Versprechen, und damit schien die

Um Jesu willen

Von Rev. P. Ziemard Leyendecker, O. M. M.

Etwa drei Kilometer hinter der Kulturstation Kwai in Westusambara lag, tief im Gebüsch verbreitet, die einsame Hütte eines heidnischen Missionärs. Hier haupte er mit seiner einzigen Frau und seinem etwa fünf Jahre alten Mädchen. Er war arm und nannte

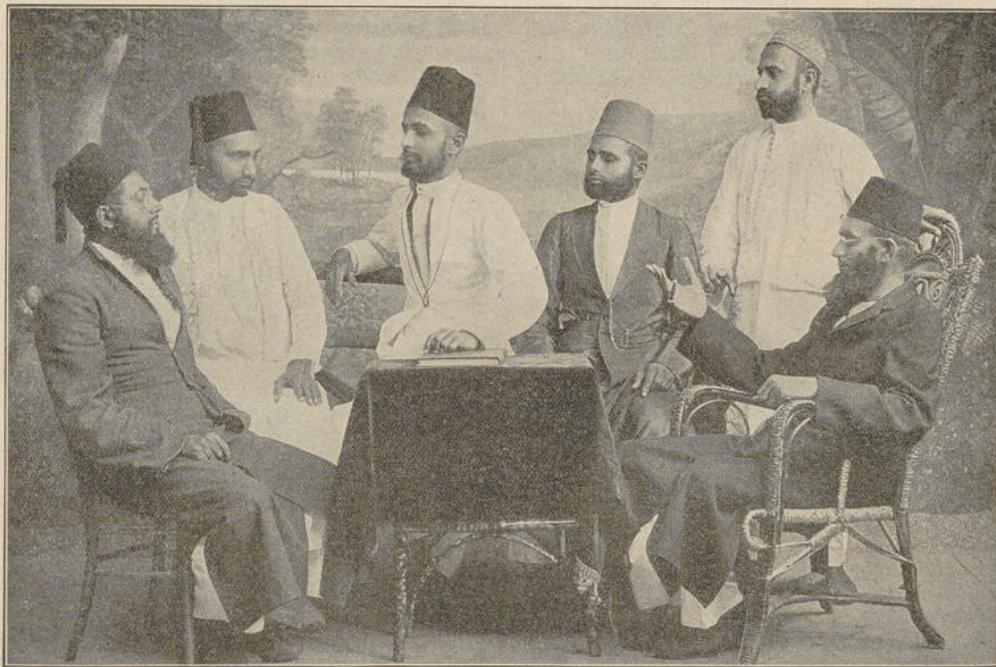
peinliche Angelegenheit ihr Ende gesunden zu haben.
Doch dem war nicht so.

Eines schönen Tages erhielt der eine der beiden Christen eine gerichtliche Vorladung nach Wilhelmstal. Die Sache war nämlich von anderer Seite bei Gericht angezeigt worden, das sofort eine eingehende Untersuchung einleitete, den Mörder verhaften ließ und in erster Linie auch den genannten Bruder der vergifteten Frau verhörte. Der erste Tag ergab noch kein vollständig sicheres Resultat. Der Sicherheit wegen wurde übrigens auch der christliche Zeuge in Verwahr gehalten und bis zum nächsten Tag, an dem die Untersuchung fortgesetzt werden sollte, unter die Aufsicht schwarzer Askaris (Soldaten) gestellt. Letztere nun ergriffen wider alles Recht Partei für den Mörder, nannten den Christen einen falschen Ankläger und

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R. (Fortsetzung.)

In der Nähe unserer Außenstation Ziguudu befindet sich seit 30 Jahren eine protestantische Schule, die etwa 100 Kinder zählt. Der gegenwärtige Lehrer daselbst ist ein schwarzer Eingeborener, der unserem P. Rektor von früher her gar wohl bekannt ist, denn sie waren in Ost-Griqualand längere Zeit Nachbarn. Obwohl Protestant und selbst ein Lehrer, so hat er doch uns die Erlaubnis, seinen größeren Sohn in unsere Schule schicken zu dürfen. Wir sagten natürlich mit Freuden zu, und seitdem kommt nicht nur der genannte Sohn regelmäßig zu uns, sondern in Bälde werden sich ihm auch noch zwei andere Kinder dieses Lehrers anschließen. Der Vater selbst besuchte uns jüngst in Keilands und bat bei dieser Gelegenheit um einige



Nr. 13. Perse, von Religion Feueranbeter.

Verleumder, beschimpften ihn und traktierten ihn mit Füßtritten und Rippenstoßen. Wohl kochte in ihm auch das Blut, doch er überwand sich und blieb ruhig. Noch mehr: als ich ihn später fragte, ob ich diese unerhörten Uebergriffe der Askaris zur Kenntnis des Gerichtes bringen sollte, gab er abermals die schöne Antwort: „Nein; ich verzeiche ihnen um Jesu willen!“ Welch' eine Feindesliebe! Wie viele Christen könnten an diesem schwarzen Neubefehlten ein Beispiel nehmen.

Und der Mörder? Er suchte sich ansfangs hinauszulügen, gab an, seine Frau sei stark gewejen und er habe ihr deshalb Dawa verabreicht. Er nannte auch zwei harmlose Kräuter, die bei den Waschambaras gegen Leibschmerzen gebraucht werden. Leider hätten die Arzneien nichts genügt, und die Frau sei gestorben. Er ward trotz seines Leugnens zu fünf Jahren Kettenarbeit verurteilt, starb aber schon nach etwa einem Jahre im Gefängnis.

Heiligenbilder, um eine Darstellung der allerseligsten Jungfrau und des hl. Josef. Beim Abschied versprach er uns, dafür sorgen zu wollen, daß noch mehr heidnische Kinder in unsere neuerröffnete Schule nach Ziguudu kämen. Fürwahr ein Nachbar, wie wir ihn besser gar nicht wünschen könnten.

Umso mehr Schwierigkeiten macht uns dagegen der mehr erwähnte Oberchieft Sinabalala. Namentlich ist ihm unsere Schule in Ziguudu ein Dorn im Auge. Er tat, was er konnte, um uns zu schaden und die Leute von uns abzuhalten. Wiederholt hielt er gerade an Sonntagen seine Versammlungen ab, damit die Männer nicht in unseren Gottesdienst kommen könnten, und von den Eltern, die ihre Kinder in unsere Schule schickten, verlangte er, daß sie für seine eigene Schule bezahlten, die er uns zum Trotz im nächster Nähe erbaut hatte. Diesem Treiben konnten und wollten wir nicht länger ruhig zusehen. Unser P. Rektor begab sich persönlich zum englischen Magistrat nach Coimvaba und erstattete dort Bericht. Hier war man nicht

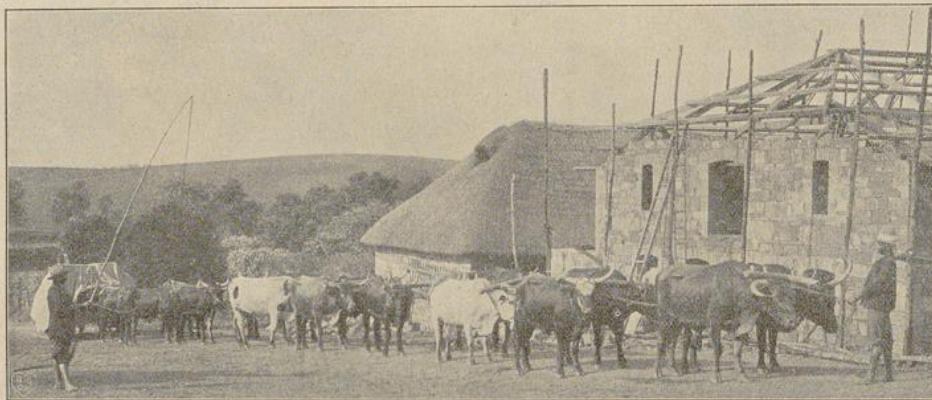
wenig erstaunt über die Annahmung dieses Chief und versprach rasche und gründliche Abhilfe.

Unbrigens hat sich Sivabalala durch sein ungetreutes Auftreten seine eigenen Leute entfremdet. Viele besuchen seine Versammlungen nicht mehr, was bei den Schwarzen, die sonst so sehr an ihrem Induna hängen, viel heißen will. Dagegen hielt kürzlich der Großvater unserer kleinen Katharina (des Mädchens, das sich durch eine Dynamitpatrone die linke Hand so schwer verletzt hatte, wie wir in der vorigen Nummer berichteten), als Induna des Chief selbst eine Versammlung ab, wobei die Männer folgenden Beschluß fassten: „Wir schicken unsere Kinder zu den ama-Roma; haben wir dafür etwas zu bezahlen, so gehört das Geld diesen, nicht aber dem Sivabalala. Von seiner Schule wollen wir nichts wissen; haben also auch dafür keinen Beitrag zu leisten!“

Diese Resolution, die offenbar an Klarheit und Prägnanz nichts zu wünschen übrig ließ, wurde dem Chief wortgetreu übermittelt. In seinem Born eilte er sofort zum Magistrat und verklagte diese Männer

3 Uhr heimkommen, erhalten sie zum erstenmal im Tag etwas zu essen. Dies ist auch der Grund, weshalb mehrere Kinder, die uns schon versprochen sind, noch nicht kommen. Später, wenn einmal die Maiskolben reifen, und es also wieder etwas zu essen geben wird, werden auch sie kommen. Überhaupt herrscht vielfach eine ganz unglaubliche Armut unter diesen Leibern. Könnten wir nur immer nach Wunsch helfen! Oft nährt ihnen mit einer Kleingabe geholfen. Welche Freude könnten wir z. B. oft solchen Kindern bereiten, wenn wir ihnen nur ein Hemdchen oder ein einfaches Kleidchen schenken könnten! Nur allzu oft klagen die Eltern, sie würden ihre Kinder recht gerne in die Schule und Kirche schicken, allein sie könnten es nicht, weil sie nicht imstande seien, dieselben gedeckend zu bekleiden. Ist niemand da, der Liebe und Lust hat, hier helfend einzutreten?

Ich wollte nur, unsere geehrten Gönner und Wohltäter könnten manchmal diese kleinen Helden sehen; sie würden sicherlich ihre helle Freude daran haben. Vorige Woche war ich gemeinsam mit P. Rektor in



Ein komplettes südafrikanisches Führwerk mit 18 Ochsen.

als Rebellen. Welche Auskunft er dort erhielt, konnten wir aus dem ersehen, daß der vorhin so stolze und gewalttätig Chief bald andere Saiten aufzieht. Kürzlich kam er sogar persönlich nach Keilands und gab unaufgefordert das Versprechen ab, uns künftig keine Schwierigkeiten mehr zu machen; auch bat er uns, wir möchten uns doch seiner kranken Schwester annehmen, die an Wassersucht leide. Er wolle sie in die Nähe von Keilands bringen lassen, damit sie hier die Pflege seitens unserer Schwestern finde. Nun, diesen Wunsch wollen wir ihm gerne erfüllen; nach menschlicher Berechnung ist gerade dies das beste Mittel, sowohl ihn, wie viele seiner schwarzen Landsleute dauernd für unsere Sache zu gewinnen.

Von seiner Schule haben wir an sich wenig zu befürchten. Schon der Bau ist so armelig und so wenig den Anforderungen der Regierung entsprechend, daß er wohl kaum die gesetzliche Anerkennung finden wird. Auf der Liste befanden sich gegenwärtig 31 Schüler, allein kaum die Hälfte davon erscheint zum regelmäßigen Schulbesuch. Um so günstiger sind Gottlob die Aussichten für unsere eigene Schule. Manche dieser Kinder kommen aus einer Entfernung von 1½ Stunden und darüber her, und müssen dazu nüchtern fortgehen, denn zu Hause ist Schmalhans Küchenmeister; erst wenn sie nachmittags, also gegen 2 bis

Zugudu. Das muntere Bölkchen hielt sich während des Unterrichtes ziemlich ruhig, und so oft die Frage gestellt wurde: „Wer weiß es?“ flogen selbst von den Kleinsten die Finger in die Höhe, und leuchtenden Auges rief bald der eine, bald der andere: „Ndim, ndim! ich bin's, ich, ich!“ Nach der Schule teilte ich einige Medaillen aus, um die sie sich beinahe gerauft hätten; auch bin ich nicht sicher, ob mich nicht der eine oder der andere dieser kleinen Schlingel betrogen, indem er noch immer die Hände vorstreckte, als hätte er noch nichts erhalten und so doppelt dreifach bedacht wurde. Nun, ich konnte ihnen deshalb nicht böse sein, und teilte einfach aus, bis ich nichts mehr hatte.

Am gleichen Tage trafen wir noch irgendwo einige Zauberinnen an, die ganz in Weiß gekleidet waren. Sie benahmen sich übrigens anständig, ja versprachen sogar, einen Neubau in unsere Schule zu schicken. Ferner besuchten wir den Chief u Gwe, von dem wir den Platz für die Schule in Zugudu erhalten hatten. Seine Egl. Hoheit saß unter einem Ochsenwagen auf einer Decke; er hatte hier frische Lust, freien Ausblick nach rechts und links und überdies einen wohlstehenden Schatten. Er ist Protestant, kann lesen und schreiben und spricht auch etwas Englisch. Letzten Sonntag besuchte er den Gottesdienst in Zugudu; ob er sich uns dauernd anschließen wird, muß die Zukunft lehren.

St. Josephsgärtchen.

Tod des hl. Joseph.

(Schluß.)

Joseph wurde gegen das dreißigste Jahr Jesu immer schwächer und ich sah Jesus und Maria öfter mit ihm zusammen. Maria saß auch manchmal vor seinem Lager und bediente ihn. Ich sah sie selten essen, und wenn sie aßen oder dem hl. Joseph eine Erquickung an sein Lager brachten, so waren es drei weiße, etwa zwei Finger breite, länglich viereckige Schnittchen, die auf einem Tellerchen neben einander lagen, oder kleine Früchte in einem Schälchen; auch gaben sie ihm aus einem Krug zu trinken.

Als Joseph starb, saß Maria zu Hause seines Lagers und hatte ihn in den Armen, Jesus stand in der Gegend seiner Brust. Ich sah die Stube mit Glanz und Engeln erfüllt. Er wurde, die Hände unter der Brust gefreut, ganz in ein weißes Tuch gewickelt, in einer schmalen Kajute gelegt und in einer recht schönen Grabhöhle beigesetzt, die er von einem guten Mann erhalten hatte. Es gingen außer Jesus und Maria nur wenige Menschen mit dem Sarge; aber ich sah ihn von Glanz und Engeln begleitet. Später wurde sein hl. Leib von Christen nach Bethlehem in ein Grab gebracht. Ich meine immer, ihn jetzt noch unversehrt dort liegen zu sehen.

Joseph mußte vor dem Herrn sterben, denn er hätte seine Kreuzigung nicht überstehen können. Er war zu schwach und zu liebend. Er litt schon sehr vieles durch die Verfolgungen, die der Heiland von seinem zwanzigsten bis dreißigsten Jahr durch allerlei heimliche Tücke der Juden zu leiden hatte. Diese konnten ihn nicht vor Augen sehen und sagten immer mit Neid, der Zimmermann John wollte alles besser wissen, weil er der Lehre der Pharisäer oft widersprach und immer viele junge Leute um sich hatte, die ihm anhingen.

Auch Maria hat bei diesen Verfolgungen unendlich gelitten. Mir sind solche Schmerzen immer größer erschienen als wirkliche Martern. Unbeschreiblich ist die Liebe, mit der Jesus diese Verfolgungen und Tücken der Juden als Jungling ertragen hat.

Nach dem Tode Josephs zogen Jesus und Maria in ein Dörchen von wenigen Häusern zwischen Kapharnaum und Bethsaida, wo ein Mann aus Kapharnaum, der die hl. Familie sehr liebte, Jesus ein Haus zum Aufenthalte übergab. Es war einzeln gelegen und mit einem Graben von stehendem Wasser umgeben; auch wohnten ein paar Leutchen zur Bedienung darin; die Lebensmittel aber schickte der Eigentümer aus Kapharnaum.

Maria Kleopha, welche mit ihrem dritten Ehemann, dem Vater des hl. Simeon, späteren Bischofs von Jerusalem, das Haus Annas bei Nazareth bewohnte, ist nun in das Haus Mariä nach Nazareth mit ihrem Knaben Simeon gezogen. Ihre Knechte und übrigen Angehörigen sind in Annas Haus zurückgeblieben.

Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Die ersten Monate hatte Anna Katharina als Postulantin in weltlicher Kleidung zuzubringen. Sie

wohnte mit Klara Söntgen auf einer Zelle und war keinen Augenblick sicher, ob sie nicht wieder fortgeschickt würde. Doch Gott verlieh ihr in dieser Zeit so viele Kraft, daß sie durch Handarbeit dem Kloster Nutzen bringen und nebenbei durch Nähen so viel für sich verdienten konnte, um ihre geringen Bedürfnisse und die Kosten der Einkleidung zu bestreiten.

Am 13. November des Jahres 1802 erhielt sie das Ordenskleid und wurde förmlich als Novizin aufgenommen. Es wurde ihr die schlechteste Zelle im Kloster angewiesen mit einem Stuhle ohne Lehne und einem zweiten ohne Sitz; den mangelnden Tisch ersetzte das Fenstergelein. „Aber diese meine Zelle“, gestand sie später oft, „war mir doch so voll und prächtig, daß mir der ganze Himmel darin zu sein schien!“

Anna Katharina sehnte sich nach den strengen Abtötungen und Verdembütigungen, welche die alte Klosterregel vorschrieb; aber niemand war, der sie ihr auferlegte. Darum ließ es Gott geschehen, daß sie von der ersten Zeit des Noviziaten an unschuldig verdächtigt, angeklagt und öffentlich bestraft wurde, was sie ohne Murren, ohne Entschuldigung und Verteidigung zu ertragen hatte.

Um Weihnachten des Jahres 1802 wurde sie krank; sie empfand in der Herzgegend so heftige Peinen, daß sie nicht mehr imstande war, die gewohnten Arbeiten zu verrichten. Es schien ihr, als werde sie unaufhörlich von Pfeilen durchbohrt, und sie ward endlich auf dem Krankenlager festgehalten. Die wahre Ursache dieser Krankheit wagte Anna Katharina in ihrer tiefen Demut nicht einmal sich selber, geschweige den Klosterfrauen, einzugehen, obschon sie dieselbe aus dem Gesichte kannte, daß ihr bei der Einkleidung die innere Bedeutung dieser Feier und aller geistlicher Gewänder, die sie mit größter Erfurcht und Dankbarkeit dabei empfing, gezeigt hatte.

Der hl. Augustinus hatte ihr nämlich als Patron des Ordens die Gewänder umgelegt, sie zu seiner Tochter angenommen und ihr seinen besonderen Schutz verheißen. Er hatte ihr sein liebeslammendes Herz geoffenbart und ihr eigenes dadurch mit solcher Feier entzündet, daß sie sich fortan seiner Ordensfamilie inniger vereinigt fühlte, als den leiblichen Eltern und Geschwistern. Von nun an sah und empfand sie die innere geistige Bedeutung des geweihten Ordenskleides so tief und lebendig, wie ein gewöhnlicher Mensch die Wirkung eines gewöhnlichen Gewandes erfahren mag, und sie fühlte und erlebte die Natur der geistlichen Gemeinschaft, in welche sie das Kleid mit den andern Nonnen gebracht hatte, gleichwie geistige Strömungen oder wie die Fäden eines Bandes, das, durch alle sich verbreitend, zu ihr als dem Herde oder Mittelpunkt wieder zurückstrebt. Ihr Herz war jetzt zur geistlichen Mitte dieser Gemeinde geworden; denn es hatte die furchtbare Aufgabe, leiblicher Weise alle Schmerzen und Verlebungen zu fühlen, welche die Fehler der Klosterfamilie dem Herzen des himmlischen Bräutigams bereiteten.

Dazu kommen dann noch schwere Versuchungen seitens des bösen Feindes. Er trat zu ihr als ein Engel des Lichtes und wollte sie bereden, wieder in die Welt zurückzukehren, da Unmögliches von ihr ver-

langt würde. Ein anderesmal kam es ihr zur Nachtzeit vor, als traten die Oberin und Novizemeisterin an ihr Bett, und überhäuften sie mit den bittersten Vorwürfen, welche sie mit der Erklärung schlossen, sie sei des klösterlichen Berufes ganz unwürdig und müsse aus der Gemeinde fortgewiesen werden. Anna Katharina nahm alle Beschuldigungen schweigend an, erklärte sich selbst der Aufnahme für unwürdig und bat nur um Schonung und Geduld. Am nächsten Morgen erkannte sie das Ganze als ein Blendwerk des bösen Feindes und dankte Gott, daß er ihr die Kraft verliehen, sich in Wahrheit als des Klosters unwürdig zu fühlen und dadurch den Verführer zu besiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

Ich konnte nichts essen; meine Aufregung war viel zu groß. Doch packte ich einige Nahrungsmittel zum Mitnehmen ein; auch machte ich mir Täue zu recht und eine Art Tragbahre. Denn ich dachte mir, Stella und Tota würden, wenn wir sie fänden, kaum imstande sein, zu gehen. Wie langsam doch die Zeit verstrich! Es schienen Stunden, ehe der Mond aufging. Endlich brach er hinter den Bergen hervor.

Wir brachen auf. Im ganzen waren wir ungefähr hundert Mann; aber wir besaßen nur fünf Gewehre, meine Elefantbüchse und vier andere, die Herrn Carson gehört hatten. Bald erreichten wir die Stelle am Fluß, wo Stella von den Pavianen geraubt worden war. Die Schwarzen betrachteten die zerstörten Hunde und die sonstigen Zeichen roher Gewalt, und ich hörte, wie sie sich gegenseitig zuschworen, nicht zu ruhen und zu rasten, bis sie jeden Pavian im ganzen Bezirk umgebracht hätten, möchte nun der „Stern“ noch am Leben sein oder nicht.

Wir gingen den Fluß entlang und folgten der Spur der Paviane, so gut wir eben konnten. Der Fluß selbst zeigte außer dem ungewöhnlichen, mit Moos bedeckten Stein absolut keine Spur, und das felsige Ufer nur wenig. Dennoch wanderten wir die ganze Nacht hindurch rüttig voran, mitten zwischen den einzamen, mondbeglänzten Tälern hindurch und störten von Zeit zu Zeit das heilige Schweigen durch laute Rufe, die in den Felsenwänden ringsum ein tausendsaches Echo weckten. Umsonst, es folgte keine Antwort durch eine menschliche Stimme. Vergebens durchspähle unser suchendes Auge die Seitenwände der zahllosen Abgründe, die zerklüfteten Felsen, die in phantastischen Formen wild zerklüftet aneinander getürmt waren, und die mit Farnkraut bewachsenen Schluchten. Es war nichts zu finden.

So wanderten wir trostlos hin und her, bis uns endlich der Morgen mit wunden Füßen und todmüde nieder in der Nähe des Ortes fand, von dem wir ausgegangen waren. Wir setzten uns nieder, schauten der Sonne zu, wie sie am fernnen Horizont so blutrot heraußkam, und die Leute aßen von dem, was sie mitgebracht hatten und sandten nach den Kraals, neuen Speisevorrat zu holen. Mir selber war noch immer kein Appetit zum Essen gekommen.

Mit gebrochenem Herzen saß ich etwas abseits auf einem Stein und sah meinem Ende nach. Ich hatte keinen anderen Gedanken als an Stella, und wollte sie wieder haben um jeden Preis. Ach, was habe ich doch in jenen Stunden gesessen, mehr als seit in einer Reihe von Jahren! — In meiner Nähe

stand der alte Indabasimbi; er starre regungslos hinaus ins Blaue und tat, als sähe er nichts von all dem, was um ihn vorging. — Da durchzuckte mich plötzlich ein Gedanke: Dieser Mann hatte geheimnisvolle Kenntnisse, das wußte ich schon längst; mehr als einmal hatte er mir dies und jenes prophezeit, und jedesmal war seine Aussage eingetroffen. Vielleicht konnte er mir auch jetzt wieder helfen, auf jeden Fall sollte ich einmal einen Versuch machen.

„Indabasimbi“, begann ich traurig, „du hast mir einmal gesagt, du könneft deinen Geist durch die Tore der Unendlichkeit wandern lassen und sehest da Dinge, die wir nicht sehen. Wie, alter Freund, könneft du mir jetzt nicht helfen? Wenn du mir Stella rettest, will ich dir die Hälfte von all' dem Vieh geben, das ich hier besitze.“

„Makumasan“, entgegnete er, „deine Worte sind mir fremd; nie habe ich derartiges gesagt. Meine Stärke besteht in Taten, nicht in Worten, und über gewisse Dinge pflege ich gar nicht zu reden. Auch bin ich nicht wie die anderen gewöhnlichen Wahrsager, Regendoktoren und Zauberer, denn ich verlange keinen Lohn; im Gegenteil, ich verachte ihn. Hebrigens ist es gut, daß du mich gebeten hast, denn sonst hätte ich es nicht getan, nicht einmal des „Sternes“ wegen, der mir das Leben gerettet hat, und den ich liebe. Hätte ich trotzdem gehandelt, so wäre mein Geist unwillig geworden und von mir genommen. Fragen und Bitten hätten auch nichts geübt, denn ich habe soeben erst das Kraut gefunden, dessen ich zu meinem Werke bedarf; damit holte er eine handvoll Blätter hervor, die ich nicht kannte. Die Pflanze hatte stachlige Blätter, ganz ähnlich der gänzlichen Brennessel; sie war es aber nicht.

„Makumasan“, fuhr er fort, „sage den Leuten, sie möchten uns eine Weile allein lassen, und folge mir dann nach der kleinen Lichtung drunter beim Wasser. Ich tat es. Als ich beim Wasser ankam, war Indabasimbi eben damit beschäftigt, unter dem Schatten eines Baumes, der am Flussufer stand, ein kleines Feuerchen anzuzünden. „Seze dich dorthin, Makumasan“, sprach er, auf einen Stein dicht beim Feuer zeigend, „und erschrick über nichts, was du jetzt siehst, und vor allem sprich kein Wort und röhre mich nicht an! Läß mich allein machen, außerdem würdest du alles verderben.“

Ich setzte mich nieder und war nun Zeuge folgender Szene: Als das Feuer hell brannte, zog der alte Bursche seine Kleider aus bis auf seine umtscha (Lendengürtel), stieg ins Wasser und tauchte darin unter. Zitternd vor Kälte kehrte er nach einer Weile zurück, bog sich über das Feuer, nahm Blätter der oben erwähnten Pflanze in den Mund und begann sie eifrig zu kauen, indem er dabei von Zeit zu Zeit geheimnisvolle Worte murmelte. Die meisten Blätter aber warf er ins Feuer. Bald stieg ein dunkler, schwarzer Rauch auf. Indabasimbi hielt den Kopf darüber und sog ihn gierig ein, bis ich alle Anzeichen des Erstickens an ihm wahrnahm. Dem seine Brust schwoll hoch an, seine Halsadern wurden fingersdic, die trübenden, blutunterlaufenen Augen quollten ihm fast aus dem Kopf, und dabei stöhnte und röchelte er, mühsam nach Atem ringend, ganz entsetzlich. Plötzlich fiel er um, sank vollends nach der linken Seite hinüber und lag nun bewußtlos am Boden. —

Ich war furchtbar erschrocken und wollte schon auffringen, ihm Hilfe zu leisten, als mir gerade noch

seine letzte Mahnung einfiel. So blieb ich also ruhig sitzen. Indabasimbi aber lag wie tot an der Erde. Anfangs hingen ihm die Glieder schlaff herunter, dann wurden sie aschgrau und zuletzt steif. Die Todesstarre war eingetreten! Nach einer Weile zeigte sich auf der Brust ein Verwesungsfleck; er wurde größer und größer, und nach drei Minuten war der Leichnam schwarzblau. Ich schaute und schaute den seltsamen Burischen an. Es fehlte jetzt nichts mehr, als daß er vor meinen Augen in Staub und Asche zerfiel. Doch so weit kam es nicht. Nach einer Weile bemerkte ich vielmehr, daß sich die Bläue wieder langsam verlor, zuerst von den Extremitäten, dann vom Gesicht und zuletzt von der Brust. Auch die Totenstarre ließ nach, die Glieder wurden wieder weicher, ein Zittern durchbebte den Leib, dann schlug er die Augen auf, neigte seinen Kopf etwas nach der linken Seite, stand zuletzt auf und sprach: „Es ist alles in Ordnung; ich habe sie gesehen!“

„Wer geschen?“ fragt ich außer mir vor Staunen.

„Den Stern, deine Frau, und das kleine weiße Mädchen. Sie sind in großer Furcht und sehr betrübt, sonst aber unverletzt. Die Pavianfrau bewacht sie. Sie ist verrückt und hat ganz den Verstand verloren, dennoch aber gehorchen ihr die Paviane und sie tun den beiden nichts zuleide. Der Stern schließt aus Erschöpfung. Ich flüsterte ihr ins Ohr, sie möge sich nicht ängstigen, denn du würdest bald kommen, sie zu befreien; inzwischen aber solle sie sich freundlich gegen Hendrika benehmen und tun, als freue sie sich, in ihrer Nähe zu sein.“

„Wie, du hast mit ihr gesprochen? Du lagst hier steif und kalt, wie tot und schon in Verwesung übergegangen; wie konntest du ihr also etwas ins Ohr flüstern?“

„Bah! Makumasan, von solchen Sachen verstehst du nichts. Nur das eine will ich dir sagen: ich mußte sterben, um die Tore des Alls zu passieren, wie du sie nennst. Alle Lebenskraft mußte aus meinem Leibe schwinden, und nur so erlangte ich die Gewalt, mit dem „Stern“ zu reden. Uebrigens ist das eine gefährliche Sache, Makumasan, noch ein paar Minuten länger, und ich wäre nicht mehr aufgewacht. Ihr weißen Leute wißt so viel, ihr glaubt, ihr wißet alles; doch das ist keineswegs der Fall. Ihr starrt immer in

die Wolken und guckt mit euren Gläsern und Röhren nach den Sternen und dabei kennt ihr nicht einmal die Dinge, die vor euren Füßen liegen. Ich sehe es dir an, Makumasan, du glaubst mir auch jetzt noch nicht. Doch ich will es dir zeigen. Hast du nicht irgend etwas bei dir, was der „Stern“ berührt oder getragen hat?“

Ich dachte eine Weile nach und sagte dann, ich hätte in meinem Notizbuch eine Haarlocke von Stella. „Ganz vorzüglich!“ rief er aus. „Hier damit!“ Ich gab sie ihm. Er ging zum Feuer, zündete die Haare an und ließ sie zu Asche verbrennen. Letztere vermischte er in seiner linken Hand mit dem Reste der Pflanzenblätter, von denen ich vorhin gesprochen und formte daraus einen Brei.

„Schließ die Augen, Makumasan!“ — Ich tat es; nun rieb er mir den Brei in die Augenlider. Erst brannte es etwas und dann wurde mir ganz schwindlig; ich konnte kaum mehr den Boden unter den Füßen fühlen. Indabasimbi führte mich zum Flusse, und es war mir, als erblicke ich eine Fläche ganz hellen, wundervollen Wassers.

„Schau da hinein!“ befahl Indabasimbi, und seine Stimme klang hohl, als käme sie aus weiter Ferne.

Ich blickte hinein. Anfangs sah ich nichts Bestimmtes; dann aber fing es an, sich zu bilden und zu formen, und zuletzt sah ich über steilen Felsenwänden eine tiefe Höhle, in der ein Feuer brannte. An der Rückwand saß — Stella. Das

Kleid war ihr halb vom Leibe gerissen; sie sah entsetzlich blaß und müde aus, und ihre Augen waren rot vom Weinen. Dicht bei ihr, den Kopf an ihre Brust gelehnt, saß die kleine Tota. Es war ein Fell über sie geworfen, offenbar, um sie vor der Nachtkälte zu schützen. Am Feuer aber saß Hendrika, die Pavianfrau, und kochte etwas in einem roh geförnierten Topfe. Sie war in Paviansfelle gekleidet und ihr Gesicht war mit einer schwarzbraunen Farbe eingerieben. Von Zeit zu Zeit blickte sie mit wilden Augen nach Stella; aus ihnen glühte der helle Wahnsinn, vermischt mit einem gewissen Ausdruck von Härtlichkeit, der fast an Anbetung streifte. Dann starrte sie wieder auf die kleine Tota und knirschte dabei mit den Zähnen, als wollte sie dieselbe im nächsten Augenblide zerfleischen. Offenbar war sie auf die Kleine, die sich so innig an Stella an schmiegte, im höchsten Grade eifersüchtig. Um die



Königin Wilhelmine von Holland mit Prinz-Gemahl und Kind.

Eingangswölbung der Höhle schauten die Köpfe vieler Paviane. Einem von ihnen machte Hendrika ein Zeichen; er kam sogleich herbei, und sie gab ihm einen irdenen Topf, der neben ihr lag. Er nahm ihn und ging hinweg. Dies war das Zepte, was ich deutlich sah, denn die Vision begann nun langsam aus dem Wasser zu schwinden, nur war es mir, als sehe ich den dunklen Schatten des Pavian, der mit einem Topf voll Wasser zurückkam.

Gleich darauf war alles verschwunden. Es war mir nicht mehr so seltsam zu Mute wie zuvor. Unter mir war bloß noch das leere Wasser, und neben mir stand Indabasimbi, der mich lächelnd ansah. „Du hast Dinge gesehen“, sagte er. „Das habe ich“, war meine knappe Antwort; denn mein Herz war zu voll, um viel zu reden. Ich hatte Stella gesehen, und wollte nun um jeden Preis bei ihr sein. „Weißt du den Pfad zu der Höhle?“ fragte ich Indabasimbi. — „Noch nicht genau“, war seine Antwort, „denn er geht in vielen Windungen; doch ich hoffe ihn zu finden; auch werden wir an einer Stelle die Seile brauchen.“

„Dann wollen wir schnell aufbrechen! Weshalb noch lange zögern? Die Leute haben gegessen.“ Er nickte mit dem Kopfe, und indem ich zu den Männern hinging, befahl ich ihnen, sich bereit zu halten und fügte hinzu, daß Indabasimbi den Weg wisse. „O, dann ist alles in Ordnung“, riefen sie freudig aus. „Indabasimbi hat den Stern „ausgerochen“; jetzt werden wir ihn bald finden!“ — Wohlgemut brachen wir zusammen auf, und auch meine Stimmung hatte sich so gebessert, daß ich imstande war, beim Gehen ein oder zwei gekochte Maiskolben zu essen.

Wir gingen das Tal hinauf und folgten dem Flußlauf ungefähr eine englische Meile weit. Dann wandte sich Indabasimbi plötzlich nach rechts einer anderen Klüft entlang, deren es in dem großen Gebirge zahllose gab. Weiter stiegen wir von Klüft zu Klüft. Indabasimbi war nie im Zweifel; mit der Sicherheit eines Hundes, der eine warme Spur verfolgt, ging er die Schluchten und zerklüfteten Berggrücken entlang. Endlich nach etwa dreistündigem Marsch kamen wir in ein großes, stilles Tal am nördlichen Abhang des großen Peak. Auf der einen Seite des Tales war eine Reihe felsiger Kuppen, auf der andern stieg eine fahle Felswand in die Höhe, der wir etwa zwei englische Meilen weit entlang marschierten. Dann machte Indabasimbi plötzlich Halt.

„Dort ist die Stelle“, sagte er, auf eine sich öffnende Klippe hinweisend. Die Öffnung mochte ungefähr vierzig Fuß über der Talsohle liegen und hatte eine ellipsenförmige Gestalt. Sie war größtenteils durch Farnräuter und Strauchwerk verdeckt. So schari mein Auge auch war, ich hätte sie ohne Indabasimbi sicherlich nie entdeckt; denn es war in diesen Bergen ein förmliches Labyrinth von Klippen, Sprüngen und Höhlen. Wir gingen näher heran und betrachteten den Platz mit großer Aufmerksamkeit. Was mir zunächst auffiel, war der Umstand, daß die Felsenwand, die nicht ganz senrecht war, durch das beständige Auf- und Niedersteigen der Paviane ausgetreten war, ferner daß etwas Weißes dicht an der Spitze des Aufstieges an einem Strauche hing. Es war ein — Taschentuch! Nun gab es für mich keinen Zweifel mehr.

Klopfsenden Herzens begann ich, allen übrigen voran, den Aufstieg. Die ersten zwanzig Fuß waren verhältnismäßig leicht zu ersteigen, denn der Felsen war schräg. Die nächsten zehn waren schon beschwer-

licher, doch für einen frischen, tatkräftigen Mann noch möglich. Ich erkletterte sie auch, gefolgt von Indabasimbi. Doch die letzten zwölf bis fünfzehn Fuß konnten wir nur ersteigen, indem wir ein Seil um einen abgebrochenen Baum schlängeln, der auf der Höhe der Felsen stand. Das kostete einige Mühe, der Rest war leicht. Ein paar Fuß über meinem Kopf flatterte das Taschentuch, das mir beständig zu rufen und zu winken schien. Endlich konnte ich es, mich am Seile festhaltend, ergreifen. Es gehörte Stella! —

In dem Augenblick, da ich es ergriff, sah ich das Gesicht eines Pavians über den Rand der Klippe lugen; es war der erste, der uns an jenem Morgen zu Gesicht kam. Das Tier heulte laut auf und verschwand! — Das Tuch in meine Brusttasche steckend, stemmte ich meine Füße gegen die Felswand und stromm hinauf, so schnell ich konnte. Ich wußte, wir hatten keine Zeit zu verlieren, denn der Pavian würde schnell die anderen alarmieren. Ich erreichte die Kluft. Es war ein überdecker Weg, der vom Wasser zerrissen war und endigte in einer Gasse, die zu irgend einem weiten, offenen Raum führen mußte. Ich blickte hinein und sah, daß die Gasse ganz schwarz von Pavianen war, die unter ohrenbetäubendem Geheul zu Hunderten herankamen. Schnell riß ich meine Elefantenflinte von der Schulter und rief den Leuten unten zu, mit möglichster Eile heraufzukommen! —

(Fortsetzung folgt.)

Altheidnische Käfferngebräuche.

Geburt und erste Kindheit.

(Fortsetzung.)

Die Gebräuche, die bei der Geburt eines Käfferkindes beobachtet werden, sind zahlreich und mannigfach und wollen hoch respektiert sein; das Gegenteil brächte schweres Unheil über das Kind und die ganze Familie. Die Braut muß sich bekanntlich der Mann mit Vieh erkaufen. Der gewöhnliche Preis ist zehn bis zwölf Ochsen; ist die Braut besonders schön und stark, oder die Tochter eines Chief, so werden wohl auch 40 bis 50 Stück dafür gefordert. Die Ware — dem anders kann man sie nicht nennen — wird dem Meistbietenden zugeschlagen. Bei manchen Stämmen erhält die Braut von ihrem Vater eine Kuh. Diese ist in besonderer Weise den Geistern der Vorfahren geweiht und heißt daher „Bringerin des Glücks“. Das Tier wird als heilig betrachtet und solange es am Leben ist, wird keines seiner Kälber geschlachtet oder verkauft. Stellt sich dagegen ein großes Familienglück ein, oder bleibt die Frau kinderlos, so ist das Opfer dieser Kuh den Geistern der Vorfahren ganz besonders angenehm.

Sobald ein Kind zur Welt gekommen, schneidet man aus dem Schwanz jener Kuh einige Haare ab und fließt daraus ein zierliches Halskettchen. Dies wird dem Kinde umgehängt und sichert ihm unfehlbares Glück. Hierauf wird der Neugeborene mit Kühdünger „gewaschen“, womit ein weiterer Segen verbunden ist. Wie fehlt es in einem Käffern kraal an dienstbaren Geistern, welche einem Kinde diesen ersten Liebesdienst erweisen. In der alten Zeit war es im Sululand Brauch, daß die Mutter nach ihrer Niederkunft in ihrer Hütte sorgfältig abgeschlossen wurde, die übrigen Kraalinsassen aber erhielten vom Doktor eine eigene Medizin, die sie gegen jedes Unheil schützte. Diese Absonderung der Mutter dauerte einen vollen

Monat; ein Verstoß dagegen zog die Gefahr der Kinderlosigkeit nach sich.

In der Zwischenzeit wurde das Kind von den Weibern des Kraales fleißig mit abgekochten Kräutern besprengt, wobei sie uralte Lieder und Reime murmelten, die kein Mensch mehr verstand. Auch wurde tagtäglich ein geheimnisvolles Feuerchen angemacht, wohlriechende Substanzen hineingeworfen, und das Kind in den aufsteigenden Rauch gehalten. Das gab ihm Kraft und Weisheit, helle Augen und große Veredtsamkeit! Manche Autoren glauben auch, es sei dies geschehen, damit ein gewisser Feuergeist von dem Kind Besitz ergreife, allein in dem Ideenkreise der Kaffern findet sich nichts von einem solchen Geiste.

Der Vater des Kindes war gehalten, zu Ehren der Geister der Vorfahren einen Ochsen zu opfern, damit sie den Neugeborenen zeitlebens in schützende Obhut nähmen. Bei ärmeren Leuten tat's wohl auch eine Ziege. Ferner rief man einen Doktor; der gab der Mutter Medizinen, machte dem Kind mehrere Einschnitte ins Gesicht und rieb Medikamente in die Wunde, so daß eine wohl erkennbare, unauslöschliche Tätowierung sich bildete.

Die Behandlung nahm mehrere Tage in Anspruch.

Als Nahrung erhält das Kind die ersten zwei Tage saure Milch, dann erst gibt man es zur Mutter. Seine Lagerstätte ist auf ebener Erde; vermag es nach einiger Zeit im Kraal, in dessen Mitte fast immer ein Feuerchen brennt, umeinander zu kriechen, so kann es das ruhig tun, nur muß es selber sehen, wie es sich glücklich durch all' die Gefahren des menschlichen Lebens hindurchschlägt. Denn in so einem Kraal, in dem neben einem Haufen Leute auch Kälber, Ziegen, Hunde und sonstige Tiere hausen, geht es oft lebhaft zu und kann man in allerlei „Bedrängnisse“ kommen. Doch eben das weckt den Geist und stärkt die Kraft, macht mutig und gewandt, und dient somit als Schule fürs spätere Leben.

Früher kam auch Auspezung und Kindermord häufig genug vor. Schwache und krüppelhafte Kinder wurden ohne Bedenken auf einem Hügel ausgefeuert

und hier ihrem Schicksal überlassen. Bekam eine Mutter Zwillinge, so wurde in der Regel eines derselben vom Vater getötet, denn ein abergläubischer Wahnsagte ihm, er würde sofort Kraft und Gesundheit verlieren, falls er nicht schnellstens einem der Kinder einen Klumpen Erde in den Mund stecke. Unter der jetzigen englischen Regierung geht man bei solch' dunklen Werken allerdings mit der nötigen Vorsicht zu Werke. Auffallend bleibt immer die Tatsache, daß man bei den heidnischen Kaffern nur selten schwache oder krüppelhafte Leute zu Gesicht bekommt.

Annahme an Kindesstatt kommt bei den Eingeborenen nicht vor, es sei denn unter den nächsten Amtswandten im Todesfalle der Eltern, wohl aber nehmen sie fremde Kinder zuweilen in Pflege und nähren sie mit Kuhmilch. Wollte ein Kraalbesitzer mit

Biehstand einem armen Kinde dies verweigern, so brächte ihn dieser Geiz beim ganzen Stamm in Schande und Misskredit. So gibt es noch mehrere Gebräuche, die scheinbar klein u. unbedeutend sind, und dennoch ein helles Licht auf den Charakter des ganzen Volkes werfen.

Natürlich hat fast jeder Stamm wieder seine eigenen Sitten und Gebräuche. So wird z. B. den Kindern in gewissen Fällen der eine oder andere Zahn ausgezogen oder abgesetzt. Die Damaras schneiden ihnen überdies noch das letzte Glied des kleinen Fingers ab. Das

verleiht ganz wunderbare Kräfte! Mancher Kaffer amputiert sich in späteren Jahren selbst dies Fingerglied, wenn er glaubt, seine Kräfte nähmen ab. Denn diese Verstümmelung kräftigt und erneut den ganzen Menschen. Mütter tun zuweilen das Gleiche, um ihrem Schmerz über den Verlust eines Kindes Ausdruck zu verleihen.

Ist das Kind zehn Tage alt, so muß es sich einer neuen Zeremonie unterziehen. Die Mutter sucht nämlich einen Baum, der vom Blitz getroffen wurde, gräbt an dessen Wurzeln ein Loch aus und legt das Kind hinein. Dann kaut sie gewisse Kräuter und Medizinen und bläst sie in weitem Bogen über ihren Sprößling. Hierauf zieht sie sich eine Strecke weit zurück, ohne



Kaffernfrau mit ihrem Kind auf dem Rücken jätet im Maisfeld Unkraut aus.

nach dem Kinde umzusehen, mag es weinen und schreien, so sehr es will. Weh ihr, wenn sie umschaut! Das bringt zeitlebens unendliches Unheil über sie und ihr Kind. Nach einer Weile jedoch darf sie ruhig umschauen; jetzt kann sie es gelassen aus dem Loche herausnehmen und darf versichert sein, daß ihr Kind ein starkes Herz gewonnen und unter dem besondern Schutze des Himmels steht. Eine ganz ähnliche Zeremonie wird später vorgenommen, wenn das Kind etwa fünf Jahre zählt, und merkwürdiger Weise finden wir fast in jedem Kaffernstamm den Aberglauben, daß es unter gewissen Umständen absolut verpönt ist, sich umzusehen. Ein ähnliches Verbot lesen wir ja bekanntlich auch im Buche Genesis 19, 17 von Lot und seiner Familie, doch beruhte dies auf direkter Anordnung Gottes.

Aehren wir nun zu unserm Kraal zurück. Dudley Kidd erzählte weiter, er habe den Kraalbesitzer gefragt, wie viele Kinder er habe. Da brach dieser in lautes Lachen aus und meinte, das sei "eine schwierige Frage, die er nicht so ohne weiteres beantworten könne. Lebrigens machte er sich sofort an die Arbeit; ein kleines Häuflein halberwachsener Kinder, die er schnell zusammenrief, diente ihm dabei als Rechenmaschine. Der Kaffer benützt nämlich zum Zählen stets die Finger. Der kleine Finger der rechten Hand bedeutet bei ihm „Eins“, dann zählt er weiter gegen den Daumen zu; der Daumen der linken Hand gilt ihm für die Zahl „Sechs“, bei „Zehn“ klapst er einmal in die Hände. Hier aber hatte er so viel zu zählen, daß seine beiden Hände bei weitem nicht ausreichten; daher nahm er die seiner Kinder zu Hilfe. Er nahm also das nächststehende her und zählte, indem er dabei an seine Weiber und deren Kinder dachte, an dessen Fingern und zwar, wie gesagt, vom kleinen Finger der rechten Hand bis zum kleinen Finger der linken Hand. Dann nahm er ein zweites Kind her und machte es bei ihm ebenso. Jetzt aber brach er in ein unbändiges Lachen aus, die Sache machte ihm offenbar kostlichen Spaß. Er überdachte nochmals all seine Weiber und die ganze lange Reihe ihrer Kinder und fuhr dann in seiner Zählung fort. Nachdem er von sechs seiner Kinder alle die

schwarzbraunen Fingerchen abgegriffen hatte, glaubte er soweit zu sein, um nun die Finger seiner eigenen Hand benützen zu können. Hier zählte er bis sieben, rechnete nochmals die vielen Finger der genannten sechs Kinder zusammen und meinte zum Schluss, so etwa 66 oder 67 Kinder dürfte er schon haben! Sein ältestes Weib sei jetzt 70 Jahre alt, und sein jüngstes 17.

Selbstverständlich ist dies nur ein vereinzelter Fall, und es wäre lächerlich, zu glauben, jeder Kaffer habe 60 bis 70 Kinder.

Die große Mehrzahl muß sich im Gegenteil mit einem einzigen Weibe begnügen und die Durchschnittszahl der am Leben bleibenden Kinder dürfte 5 bis 7 nicht übersteigen. Auch muß zugegeben werden, daß die großen Kaffernkraals infolge des immer weiter voranschreitenden Christentums und der europäischen Kultur in beständiger Abnahme begriffen sind.

Liebt ein Kaffernweib ihre schwarzen Kinder? Gewiß, so treu und innig, wie nur eine weiße Mutter ihre Kinder lieben mag. Einmal stellte ich, erzählte D. Kidd, eine kleine Probe darüber an. Ich fragte nämlich eine Kaffernmutter, ob sie mir nicht das kleine Kind, das sie gerade auf ihrem Schoße hielte, um 100 Mark — und diese bedeuten in den Augen eines Kaffernweibes ein ganzes Vermögen — verkaufen wolle? — Da stieß das arme Weib einen gellenenden Schrei aus, verbarg ihr Kind unter der schmutzigen Decke, die sie umhängen hatte, und eilte schleunigst davon!

Ich mußte ihr lange versichern, daß mein Anrufen nur ein harmloser Scherz gewesen sei, bis sie endlich langsam zu

ihrer Hütte zurückkehrte. Dabei unterließ sie es aber nicht, ihr Kind fortwährend vor mir zu verstecken und mich mit misstrauischen Augen zu mustern. Nein, ihr liebes, gutes Kind wäre ihr nicht feil gewesen um alle Schätze der ganzen Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Ein sonderbarer Taufkandidat.

Von Rev. P. Erasmus Hörmann.

St. Michael. — Es war in den ersten Jahren, kurz nach Gründung unserer Missionsstation Maria-



Bischof Dr. Rudolf Hittmair (Linz),

dessen Konsekration am 1. Mai im Dom zu Linz vorgenommen wurde. Zahlreiche Gäste aus Stadt und Land und aus allen Berufsständen waren herbeigeeilt, um diesem erhabenen Fest zuwohnen zu können. Auch Erzherzog Josef Ferdinand war zugegen. Möge es ihm mit der Hilfe Gottes gegönnt sein, die Diözese zum Ruhme Gottes und der Kirche, zum Heile der Gläubigen zu leiten ad multus annos.

zell, als mir Bruder John, mit dem ich damals in einer Hütte zusammenwohnte, folgende ergötzliche Geschichte erzählte:

Phiri ea bohobe (sprich: Piri ja buhobe), auf Deutsch: „Wolf des Brotes“, ein alter schwarzer Händler, wohnte in der Nähe unserer Neugründung und beehnte uns öfters mit seinem Besuch. Gewöhnlich kam er in der beliebten Basututracht, d. h. mit farbiger Wolldecke, die er künstgerecht wie eine römische Toga über Brust und Schulter geworfen hatte. Manchmal gab er es auch bescheidener, d. h. er trug keine Toga, sondern nur eine alte, zerrissene Hose. Auch in der Kirche ließ er sich manchmal an Sonntagen sehen, doch nicht allzu oft. Seine Söhne und Töchter aber waren echte „Wolfskinder“ und lebten auch darnach.

Eines Tages nun erschien der famose Phiri ea bohobe vor Bruder John und bat kurzweg um die hl. Taufe, damit er, wie er sagte, auch das „Bohobe bomonate“, (süße Brot), wie er die hl. Kommunion nannte, empfangen könne. Er hatte nämlich irgendwo der Feier der ersten hl. Kommunion beigewohnt, war da mit Staunen Zeuge gewesen von dem Glück und dem seligen Frieden, der auf dem Gesicht jedes Kommunikanten ruhte; dazu kamen noch die begeisterten Worte des Predigers, sowie verschiedene Bemerkungen katholischer Neugetauften, die alle in den höchsten Ausdrücken die Würde, Erhabenheit und befestigende Wirkung dieses hochheiligen Sakramentes rühmten. Dieses Glücks wollte unser Held auch teilhaftig werden, und um beim Missionär keine Fehltritte zu tun, ging er vorerst zum nächsten Store, kaufte sich da eine nagelneue Hose und präsentierte sich sodann vor Bruder John mit den Worten: „Moruti (Lehrer), tauße mich, damit ich das „süße Brot“ empfangen kann!“

Der Moruti schaute sich den neuen Kätheumenen mit etwas kritischen Blicken von rechts und links an und meinte dann: „Guter Freund, dein Wunsch ist an sich recht schön und gut, allein soweit sind wir noch lange nicht. Wenn du getauft werden willst, so mußt du vor allem in den Wahrheiten unseres hl. katholischen Glaubens gründlichen Unterricht empfangen, mußt deine heidnischen Sitten und Gebräuche aufgeben, ein neues, christliches Leben beginnen und vor allem deine vielen Weiber, bis auf eines, entlassen.“

Da riß der Kandidat erstaunt Mund und Augen auf und platzte dann mit der Frage heraus: „Wie, ich sollte nicht sofort getauft werden können? Ich hab' ja eine neue Hose an!“ — Nun war Bruder John derjenige, der vor Staunen nicht mehr wußte, was er sagen oder denken sollte. Der Mojotho aber verfehlte nicht, seine Bitte gebührend zu motivieren. „Eigentlich liegt mir an eurer Taufe nicht gar zu viel“ fuhr er fort, „denn ich bin ohnehin schon zweimal getauft worden drüber, im Basutoland, von den katholischen Missionären. Die machten nicht so viele Schrickerigkeiten wie ihr ama-Roma da. Ich präsentierte mich einfach in einer neuen Hose, bat um die Taufe und wurde jogleich zugelassen. Aber diese haben das bohobe bomonate (süße Brot) nicht, wie ihr; gerade dies aber möchte ich empfangen, und da ich fürchtete, ich möchte es nicht so ohne weiteres bekommen, bat ich zunächst um die hl. Taufe.“

Inzwischen war auch der Moruti wieder zu Wort gekommen und begann nun, seinem Kandidaten eine Lektion zu geben, an der er manche Woche zu denken hatte. Ich selbst kam nach Jahresfrist wieder von

Mariazell fort und ich habe seitdem leider nichts mehr von unserm Phiri ea bohobe gehört. Hoffentlich weiß er jetzt, daß zum Empfang der Taufe mehr gehört, als eine neue Hose.

Wann soll der Elternsegen erteilt werden?

Die Eltern sollen es nicht unterlassen, die Kinder wenigstens täglich einmal zu segnen. Am besten geschieht es vor dem Morgen- und nach dem Abendgebet oder wenigstens am Abend. Das ist das „Guten Morgen“ und „Gute Nacht“ der Christen, welches über das der Weltleute himmelhoch erhaben ist.

Außer der sich täglich wiederholenden Segnung sollten die Eltern ihre Kinder noch besonders segnen:

Vor jeder heil. Messe sollen die Kinder Segen und Verzeihung der Eltern erhalten, bevor sie vom Priester die Verzeihung Gottes erbitten.

Um Tage der ersten heil. Kommunion, wenn sie in feierlicher Prozession in die Kirche ziehen, um die Quelle alles Segens im allerheiligsten Sakramento zu empfangen.

Vor der Primiz eures Sohnes oder am Hochzeitstage der Kinder, bevor sie des heiligen Sakramentes der Ehe und des Brautgengs teilhaftig werden.

Will ein Kind ins Kloster eintreten, so sollt ihr freudig mit einem Segen es dem lieben Gott das Opus seines Lebens bringen lassen.

Vor Beginn einer großen Reise, vor dem Eintritt ins Studium, beim Beginne und Abschluß der Ferien, beim Eintritte in die Kaserne oder den Dienst.

Endlich, Eltern, segnet eure Kinder, wenn ihr, auf dem Sterbebette liegend, Abschied nehmen müßt von ihnen. Glaubt mir, das Bild des sterbend segnenden Vaters, der sterbend segnenden Mutter wird sich tief einprägen in das Herz eurer Kinder, so daß kein Sturm der Leidenschaft es völlig zu verwischen im Stande sein wird.

„Ihr seid vielleicht nicht reich“, sagt der heil. Ambrosius, „ihr vermöget euren Kindern kein großes Besitztum zu hinterlassen; aber eines könnt ihr ihnen geben, das Erbteil eures Segens, und es ist um vieles besser, gesegnet als reich zu sein.“

Väter, Mütter, segnet täglich eure Kinder, besonders in der jetzigen Zeit, wo der Sozialismus jegliche Schranken zwischen Eltern und Kindern niederrütteln droht und meint, was Großes getan zu haben, wenn er Väter und Söhne als „Kameraden“ neben einandergestellt hat. „O Eltern, leget die Kronen nicht nieder, Ihr Könige und Hohepriester der Familie!“

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Neidhof, Ehehafts, Merdingen, Geiseltöring, Freiburg, Gebenhofen, Emmendingen, Neufirch, Eschbach, Waldshut, Roggendorf, München, Künzelsau, Roth, Straßburg, Bodenmais, Ottobeuren, Schönau, Willanzheim, Malchingen (aus Esch), Rothenheim, Bruchsal, Hüngheim, Würzburg, Lindenbergh, Mühlhausen, Oberwaldbach, Göppingen, Steinburg, Obergrombach, Weißenburg, Poppelsdorf, Greisberg, Fornbach, Schwerdorff, Künzelsau, Dornberg, Rödersheim, Reiting, Schliersee, Kaarst, Düsseldorf, Bücke, Rastenberg, Steinheim, Bochum, Eichenheid, Roelsdorf, Hasselweiler, Würselen,

Wilsed, Schlatt, Sippingen, Ottersweier, Parsberg, Gundelsheim, Berlin, Riegel, Neudorf, Säffelsheim, Spaichingen, Ingolstadt, Nürnberg, Gablingen, Lechhausen, Herbolzheim, Tiefenbach, Höfen, Bräunlingen, Rosenheim, Riegel, Betra, Oberseebach, Drachelsried, Reicherstein, Rimlingen, Dillingen.

Danksgagungen

sind eingegangen aus: Traudenau, Brunn, Prebing, Düsseldorf, Schaffenburg, Stuttgart, München, Cham: Durch die Macht der Fürbitte des hl. Josef wurde ich von einem schweren Leiden befreit. Fr. J., Kirchschleben, Bräunlingen, Miesbach, Schaffenburg, Stadtprozelten, Altenahr, dreimal aus Mondfeld, Hochheim.

Gebets-Empfehlungen.

Um gute christl. Versorgung. Um eine gute Sterbestunde. Um Familienfrieden. Guten Geschäftsgang. Um Gründung einer Kinderbewahranstalt. Heilung von Fükleiden. Gutes Examen. Eine Klosterfrau mit Untergebenen. Mehrere Kräfte. Glückliche Sterbestunde. Um Gehör und Sprache. Verschwenderischer Sohn. Guten Hausverkauf. Mehrere Anliegen. Eine Conventitin. Um gute Wieding einer Bürgschaftsangelegenheit. Eine schwer bedrangte Mutter. Ein Arzt um gutes Examen. Glückl. Heirat. Ungeratene Tochter und Sohne. Trunksüchtige. Berufswahl. Geisteskranke. Um glückl. Operation. Um glückl. Brautstand. Eine Verstorbene. Zwei junge Leute in gemüthter Ehe. Ein pflichtgefreier Vater. Eine verschwenderische Frau. Eine Frau, die längst nicht mehr zu den hl. Sacramenten geht. Ein hostärtiges Mädchen, das ihre Mutter nicht unterstützt und sich ihrer schämt. Zwei Lehrlinge, damit sie brav bleiben. In großer Seelenruhe und Zweifel. Ein fränkischer Lehrer. Um glückl. und richtige Wahl einer Heirat. Guten Erfolg bei Prüfungen. Bewahrung vor anstehender Krankheit. Um glückl. Entbindung. Eine Augenleidende. Um die Gnade des Berufes. Glückl. Ausgang eines Prozesses. Zwei wichtige Anliegen. Um gute Dienstboten. Um Befreiung eines Verurteilten und dessen glückl. Heimkehr. Guten Hausverkauf und glückl. Ehe. Um guten Ausgang in Erbschaftsachen. Gutes Examen, um gute Stellung. Befreiung mehrerer Söhne. Friede in Familie. Um Geduld und Ergebung. Guter Geschäftsgang. Friede mit den Nachbarn. Bewahrung vor Gewitterchäden.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubekhrten und aller Leser des Bergisfmeinticht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehndes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Schw. Scholastika Haib, Kronburg. Agatha Leiprecht, Schwanden. Edmund Neder, Seikelbach. Anton Schuchert und Frau, Seikelbach. Margaretha Schäfer, Nasdorf. David Ked, Freudenberg. Karl Himmelhau, Pfr., Landshausen. Juliana Bühne, Tiefenbach. Simon Dörr, Sindelsbach. Eg. Leiser, Druishem. Frz. L. Oetner, Wang. Elisabeth Eder, Schnaitee. Theres Danner, Landshut. Anton und Regina Krebs, Rohrbach. Kaplan Götz, Ellwangen. Josef Bucher, Balschweiler. Pastor van Werde, Stadthagen. Frz. Niklaus Beutter, Dompräbendat, Freiburg. Pfarrer Müller, Schliengen. Georg Würth, Dechant, Kelheim. Frz. Xaver Fecht, Defan, Inneringen. Adelheid Voll, Niederhof. Maria Urbanski, Gleiwitz. Antonie Maly, Schwientochlowiz. Valentini Sebalb, Thalau. Kreszenz Bartenholzler, Glinz. Josef Kathreininger, Glinz. Josef Kraus, Oberwerrn. Martha Schopp, Hüttenheim. Anna Brenneis, Würzburg. Johann Havenith, Aachen. Maria Eßer, Frelenberg. Christian Jansen, Saefelen. Friederika Bause, Eisenach. Dechant Wilh. Sagemüller, Bole. Katharina Eßer, Manderscheid. Hermann Timphus, Steinfeld. Hubert Binnary, Darmisch. Maria Wilhe, Wessum. J. P. Havenberg, Cavelen. Maria Gier, Boden. Kath. Pitz und Math. Josef Stärk. Andreas Füssenthal, Bergdorf. Dr. phil. Math. Jos. Meller, Eßen. Frau Nemy Jehen, Königswinter. Anton Heinrichs, Drausenfurt. Herr Jansen, Eynatten. Math. Maak, Arrel. Herr Bichel, Weimerskirch. Anna Bonie, Aachen. Franz Xaver Doll, Ringingen. Bertha Märk, Grünwald. Marg. Richter, Schönkirch. Maria Haller, Klagenfurt. Anna Hafer, Brixen. Theresia Tölekh, Debendorf. Maria Nejes, Dahl. Johann Brunner, Baitsberg. Josef Eßer, Anna Mausbürger, Egg. Canonitus Wibmer, Brunet. Pfr. Ignaz Pointner,

Neufelde. Schw. Crispa Schierz, Schw. Dominika Fröschl und Canonitus Jos. Schwarz, Linz. Karl Gmür, Kantonrichter, Amberg. Pater Berchtold, Furti, Melchthal. Marie Püster, Gosau. Dr. Ernst Zemp, Entlebuch. Balthasar Wäger, Eichenbach. Isidor Misteli, Leonhard und Margaretha Eppig, Brooklyn (N.Y.). Florence Hüf, Buffalo (N.Y.). August Heimann, Clafin (Kant.). John Peter Kelchen, Worthington (Iowa). Mary Willenberg, Templeton (Iowa). Valentin Gagel, Unterleiterbach. Julius Pfister, Pfr., Friesingen. Ottilia Harder, Obergrombach. Herr Zwofla, Eseler. Josef Anton Maucher, Wurzach. Josefa Leutbner, Fischbach. Franz Voll, Bobenheim. Jakob Weber, Geiselbach. Josef Auburger, Weisen. Maria Frank, Mergentheim. David Ked, Monfeld. Alois Böckl, Regensburg. Louis Schott, Bötzighofen. Marg. Krug, Bilsed. Maria Lehmann, Schlatt. Josephine Walspurg, Erftstein. Louis Roll, Straßburg. Elise Knapp, Gundelsheim. Magdalena Geiser, Reihen. Mathilde Barth, Mögglingen. Herr Stoffels, Birgfeld. Emil Begener, Polsum. Elizabeth Mags, Geldern. Peter Adam Lieben, M.-Gladbach. Heinrich Steenbrod, Effen. Gertrud Withauer, Somborn. Justina Mengel, Erfurthausen. Wm. Heinrich Göbel, Golzrath. Augusta Kiehl, Erfurthausen. Heinrich Seelhorst, Höhne. Th. Schmitz, Pfarrer a. D. Rees. Heinrich Hoče, Oberlehrer Attendorf. Pfarrer Warthen, Küntig. Margaretha Kessel, Niebergachem. Johann Schulte, Henglar. Franz Heinrich Jacoby, Baitendorf. Ruth. Rieser, Breden. Fritz Kurth, Kendenich. Maria Bock, Freund. Josefine Stall, Damme. Eberhard Greuener, Gelsenkirchen. Frau Maßwohl, Ilz. Anton Pfeiffer, Weiz. Maria Kaier, Graz. Anna Weninger, Graz. Michael Natter, Au. Johann Eltschla, Deutsch-Biel. Franz X. Schaubmeier, Aulbach. Franz Kunigalbir, Innsbruck. Anna Schmid, Brixen. Agnes Hittmair, Linz. Josefa Wiesenbauer, Klagenfurt. Anna Hofer, Brixen. Seb. Kaiser, Gmunden. Gabriel Ley, Propst, Friesach.

Die Jahrgänge 1907 und 1908 des "Bergisfmeinticht" sind noch vorrätig und können immer noch bezogen werden.

Im September reisen wieder Postulanten in unser Missionskloster nach Afrifa, darunter befindet sich auch ein Priester. Anmeldungen nimmt die Missionsvertretung entgegen.

Erexitten für Frauen und Fräulein werden in der Missionsanstalt der St. Petrus Claver-Sodalität "Maria Sorg" bei Salzburg unter Leitung des hochw. P. Emil Volbert, S. J., vom 27.—31. August d. J. abgehalten. Der tägliche Pensionspreis beträgt K 2.—, bei Einzelzimmer K 4.—. Anmeldungen werden rechtzeitig erbeten: In die Leiterin von "Maria Sorg", Post Kasern bei Salzburg. Maria Sorg ist vom Bahnhofe in Salzburg per Einspanner in $\frac{1}{4}$ Stunden zu erreichen. Der erste Vortrag ist Freitag, den 27. August um 5 Uhr abends. Man bittet erst am Nachmittage des 27. einzutreffen.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohltätiger Personen, an die wir das Bergisfmeinticht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

In dankbarer Erinnerung an die leistjährigen Weihnachtsgaben ersuchen wir die edlen Wohltäter, auch dieses Jahr der armen Kinder in Mariannhill gütigst gedenken zu wollen.

Wir bitten unsere geehrten Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein) Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.